Unter Kirgisen und Turkmenen

von

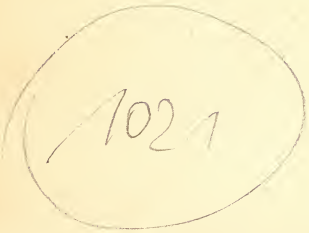
Prof. Dr. Richard Karutz

anxa
88-B
16617

Wege zum Wissen

S. Hellbrich

WEGE ZUM WISSEN



*

Verzeichnis
der Sammlung
am Schluß des
Bandes

*

Unter Kirgiſen und Turkmenen

Aus dem Leben der Steppe

von

Prof. Dr. Richard Karutz

Im Verlag Ullſtein / Berlin

Printed in Germany

1. Kapitel

Nach Mangyschlak

Europa und Asien sind nicht in dem Sinne zwei verschiedene Erdteile, in welchem eine ältere Geographie es lehrte. Wohl gibt es einen westlichen und einen östlichen Menschen als bewußtseinsverschiedene Brüder eines und desselben Familienstammes, aber die Grenze zwischen ihnen läuft nicht entlang dem Uralgebirge, Uralfluß, Kaspischen Meere. Und in den alten Zeiten einer unbekümmerteren Abhängigkeit von der physischen Umwelt hob sie sich überhaupt nicht sichtlich heraus, so wenig wie eine spätere politische Gliederung die natürliche Einheit der großen zusammenhängenden Landmassen auf der westlichen Erdkugelhälfte übersehen ließ. Als Eurasien faßt man sie auch wohl in einen einzigen länderkundlichen Begriff. Über den Ural führt bei Orenburg eine Holzbrücke Russen wie Kirgisen dorthin und hierher, sie mag dem weit zurückschauenden Auge als ein Symbolum jener holzzeitlichen Frühepoche der Kultur erscheinen, in welcher diesseits wie jenseits ziemlich die gleichen Daseinsmöglichkeiten den Menschen erwarteten. Und da er mit gleichen Sinnen des Körpers und Geistes ihnen gegenübertrat, so hat eine im wesentlichen gleichgeartete altasiatische Bevölkerung einst, in den Uranfängen der Menschheitsentwicklung, vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen Ozean die Nordhälfte Eurasiens

durchzogen. Ein mühsames Sammeln alles Eßbaren fristete ihnen ein Leben voll physischer Not.

Zwei geistlebendige Mächte wirken am Kleide der Menschheit auf der Erde, Naturwesen und Menschenwesen, sie bedingen einander, formen und wandeln einander. Lange blieb das zweite sich gleich, so daß auch die Umbildungen, die vom ersten ausgingen, wohl vielfältige aber nicht tiefgehende wurden. In vielem „Paläoasiatischen", „Urfinnischen" und ähnlichem Wissenschaftsbegrifflichen verstecken sich solche oberflächlichen materiellen Differenzierungen einer geistig unbewegten Schicht. Erst Wellen, die aus Kreisen höherentwickelter Kulturen herüberschlugen, rührten sie tiefer auf. So war es im südsibirischen Berglande des Altai und seiner Ausläufer nördlich der Mongolei. In seinen fruchtbaren Tälern und seinen reichen Weidegeländen reifte, von neuen westlichen Keimen befruchtet, jene alte Kupfer-Bronze-Kultur heran, die uns in Tausenden von Gräbern so merkwürdige und bedeutende Spuren hinterlassen hat und soviel mehr und soviel Größeres uns gegeben hätte, wenn nicht Jahrhunderte habgierigen Gräberschändens der – freilich ebenso grabschändenden – archäologischen Wissenschaft zuvorgekommen wären.

Von Osten her rührte an diese Kultur später ein anderer Kreis, der in der heutigen Wüste sich differenziert hatte, der mongolische, an der Berührungsfläche entstand das Rassenelement der Turktataren, deren stürmische Volkskraft jenem westöstlichen Richtungsstrome entgegendrängte, erst in Mitteleuropa zum Stehen kam und noch heute im Osten und Südosten lebendig ist. Ein kleiner Teil von ihnen ist im Altaigebiet geblieben und an den Oberflußläufen des Irtysch,

Ob, Jenissei seßhafter Ackerbauer geworden, der bei weitem größere aber warf sich in die westsibirischen Steppen und gründete sich hier ein freies ungebundenes Nomadenleben, das freilich nicht ungeregelt, nicht planlos, im Gegenteil in Familien- und Geschlechtersatzungen streng umschrieben, in der Praxis der Wirtschaft durchaus organisiert war, aber doch von der Tyrannis der städtischen Kulturen sich frei hielt.

Zwei Stämme sind es vor allem, an denen sich heute noch die Wirtschafts- und Lebensform des Steppennomaden beobachten läßt, die Kirgisen und die Turkmenen. Jene, die bei weitem zahlreicheren, teilen sich in die östlichen Kara- (schwarzen) Kirgisen und die westlichen Kasak-Kirgisen, die in vier Lagern (ordu, Horden), den großen, mittleren, kleinen, inneren, sich familien- und gruppenweise zusammentun, ihre Zelte zu Aulen vereinigen und wandernd weiden, weidend wandern je nach Jahreszeit und Grasstand; sie ziehen zwischen unterer Wolga und nördlichem Kaspi im Westen und Altailand im Osten *). Die Turkmenen nomadisieren vom mittleren Kaspi bis zum Syr-Darja und bis in die Nordbezirke Persiens und Afghanistans *). Nach ihrer Tradition kommen sie alle von Mangyschlak, aber das ist nur mehr eine ganz letzte Erinnerung, der Weg über Mangyschlak nur eine kleine Schleife in der großen Ost-West-Richtung der gesamtturktatarischen Ausbreitung, mit der Kirgisen wie Turkmenen fernher gekommen sind. Freilich, ihr völkisches Schicksal war verschieden. Lange Blutmischung mit den Persern hat den Typus der letzteren verändert, die russische Herrschaft ihre Wirtschaftsform zu beeinflussen begonnen. In ihrer Reinheit läßt sich

*) Siehe Karte Seite 151.

daher Nomadenart besser bei den Kirgisen als bei den Turkmenen beobachten.

Erstmalig sah ich die letzteren 1903 in Aschabad und Merw, dann 1905 am Syr-Darja. 1909 kam ich über Astrachan–Alexandrowsky auf Mangyschlak zu ihnen. Wieder hatte mir der Wolgaweg in den wechselnden Bildern des gewaltigen Stromes ein Stück des wahren Rußland aufgeschlossen und die Möglichkeiten seiner Zukunft bestätigt. In der Tat, wer Rußland sehen will, mache nicht in Moskau halt – von Petersburg natürlich ganz zu schweigen – sondern gehe bis zur Wolga und er wird neue und wertvolle Eindrücke heimbringen, die manches Urteil über unseren östlichen Nachbarn richtigstellen dürften, über seine wirtschaftlichen Möglichkeiten sowohl, wie über politische Geschehnisse der Vergangenheit und Gegenwart.

Vertieft hatte sich mir auf dieser neuen Fahrt der landschaftliche Eindruck der Wolga. Malerische Gegend in dem uns geläufigen Sinne bietet sie wenig und nur im Norden, zwischen Samara und Kasan oder noch weiter stromaufwärts. Da steigt das rechte Ufer zu imposanten Höhen senkrecht empor, bis auf abgesprengte zackige Kegelspitzen von Wald bedeckt und von tiefen Schluchten durchzogen; da stellt der mit kurzen Seitenstößen sich bahnbrechende Fluß immer neue Kulissen auf die Szene und wechselt in unaufhörlicher Folge die Anmut seiner Bilder; der Farbenreichtum des Herbstlaubes pflegt über diese Strecken noch intimere Reize auszustreuen.

Meist aber, und zumal im Süden, findet der Blick nur einfache, schier grenzenlose Gleichförmigkeit. Für halbe Tage schließt sich das linke Ufer mit einer ununterbrochenen niedrigen Waldmauer ab, die sich nur

selten einem zum Strom eilenden Bächlein öffnet, und über der noch seltener die grünen oder blauen Kuppeln russischer Kirchen, die spitzen Türme tatarischer Moscheen ferne Siedlungen verraten. Viele Stunden lang folgt baum- und strauchlose Steppe, und wenn sandiges Vorland mit niedrigem Gestrüpp oder mit Birkengruppen bestandene Parklandschaften sie ablösen, so dauert es wieder Stunden, bis das neue Bild einem anderen Platz macht. Das gleiche Beharrungsvermögen eignet den Bildern des rechten Ufers, mit dem das südrussische Plateau der „schwarzen Erde" zur Wolga abfällt, seinen tiefeingerissenen Steilwänden, seinen sonderbar ausgewaschenen schrägen Absturzflächen, die den Eindruck eines erderstarrten Wellenmeeres machen, seinen tafelglatten Plateaus, seinen gelbrückigen Dünengürteln.

All diese stille Schlichtheit der Wolga-Landschaft kleidet sich nun in ein eigentümlich helles Licht- und Luftgewand, das ihr überraschend gut steht. Jede Jahreszeit hat da ihre eigene Schönheit. Im Herbst sah ich das Wasser glatt und schwerflüssig wie geschmolzenes Blei, mit tiefen, scharfen Spiegelungen, die Luft von einer großen durchsichtigen Klarheit, die jede Weide auf den Wiesen, jeden Block im brüchigen Uferhang, die fernen Randlinien des Plateaus wie die nahen Schluchten in seinen Wänden gleich plastisch greifbar umfaßt, eine Klarheit, die um so fremder, stiller, einsamer, kälter wirkt, als sie sich um eine Landschaft legt, deren Schlichtheit keine Farben liebt, und deren Einfachheit sich der Anmut des Formenwechsels verschließt. Der Sommer bringt die schlackenlosen Sonnenaufgänge über der Steppe, die prachtvollen blauen Himmel, die gegen den Horizont zu hellem, fast

schmerzhaft blendenden Schein verblassen, das in zahllosen Schimmerstreifen aufblitzende Flimmern der leicht gekräuselten, blauen lichtübergossenen Wolgaflut und vor allem die Sonnenuntergänge. Man hat deren Farben mit denen des Niltales verglichen, und in der Tat entfaltet sie die Klarheit der Luft hier zu ganz ungewöhnlichen, zauberhaft schönen Erscheinungen. Ich denke an einen Abend auf den Hügeln von Samara. Die Sonne war eben hinter jenen Wäldern verschwunden, die im Frühjahr von den Überschwemmungswassern auf Meilenweite überdeckt sind. Da wurde über ihnen ein Glühen und ein Brennen, eine Feuersbrunst von unerhörter zügelloser Gewalt, glühende Ströme schienen entfesselt ihre Schranken zu durchbrechen und mit einer wilden, leuchtenden Lohe den ganzen Himmel in eine einzige mächtige Flut zu tauchen. Ein schwerer Vorhang von unsagbar schönem Purpur deckte noch lange mit seinem tiefen, warmen Glanz das Firmament von Pol zu Pol. Und einen anderen Abend habe ich im Gedächtnis. Es war stromabwärts von Sarepta, der stammtreuen deutschen Kolonie. Dicht über dem fernen, lichten Wald, an dessen Fuß sich die glatten blauen Wasser der Wolga schmiegen, steht der noch volle, strahlende Sonnenball. Der Glanz ist zu stark, als daß ihn das Auge ertrüge, von der Seite her, langsam muß der Blick sich einschleichen in die Lichtfülle, um das Bild zu finden. Das gleichmäßige dunkle Blau des Himmels hellt sich zum Westen auf, um endlich fast farblos zu verblassen, und bildet so den Rahmen eines mächtigen Bogens, in dem auf gelbem und zart rosarotem Grunde die Sonne steht. Nun ruht sie auf den Wipfeln der Bäume, nun hängt sie zum Teil hinter dem breiten Geäst, der

Glanz wird matter, das Auge trägt ihn; zur gelben Scheibe verglüht, sinkt sie rasch unter den Horizont, leuchtet noch einmal sekundenlang auf wie flüssiges Gold und ist verschwunden. Der Bogen im Himmelsblau dehnt sich zu einem breiten rosa Streifen, der sich pagodenartig türmt, seitlich in langen Linien ausgreift und zu einem Riesenfeuerfelde wird, das in wundervoller Gegenwirkung zum Blau des Abendhimmels noch lange unserem Schiffe eine leuchtende Fackel bleibt. Auch sein Glanz wird matt und dämpft sich zu einem gelblichen Schein, der mit raschem, mächtigem Griff die Hälfte des Firmaments umgreift, und aus dem sich nach oben die weit emporschießenden Strahlen lösen, die die längst versunkene Sonne gegen den Zenit entsendet. Weicher Glanz lagert auf dem ruhigen Wasser, weiche Luft zieht über uns hin mit würzigem Duft der Steppe, weiche Schatten umfassen die braunen Abstürze des lehmigen Ufers, die Wiesen und Bäume und Gräser. Tiefer färbt sich der Himmel, einen wundervollen Abglanz nimmt sich von ihm die Wolga. Im Kielwasser des Dampfers hält die Bewegung alle Reflexe fern, da ist nur ein krauses Durcheinander wirrer Strudel, zitternde, drängende, stoßende, hastende Unruhe tiefblauer Wellchen. Aber in diese Wellchen kommt draußen, außerhalb des Fahrwassers eine wundervolle große Ruhe. In langen Linien wölbt sich schwer die Flut und treibt in breiten Zügen zum Ufer, auf die gewölbten Kuppen legt sich ein tiefleuchtender, dunkelgoldiger Glanz, wie alte Brokatgewänder ihn zeigen, und die Heiligenmaler des Mittelalters ihn gemalt haben. Da, wo die Wellenreihen langsam sich folgen, unterscheidet das Auge in den Tälern zwischen ihnen das lichte Violett, das in

kontrastvoller Streifung mit dem Brokatgold abwechselt; wo sie rascher verlaufen, die blauen Zwischenstreifen verschwinden, liegt ein einziges weites schillerndes Brokatkleid vor uns, das zu knistern scheint, und dessen zitternder Glanz erst aufhört, wo am dunklen Steppenrand der Fluß sich ein breiteres Bett erzwingt. Eine scharfe Biegung, und der Strom legt sein silbernes Band zwischen die dunklen Uferstreifen, eine strenge, herbe Linie in dem frohen Farbenbild, Realismus und Poesie. Eine neue Wendung des Flusses, das flüssige Brokat bleibt seitlich zurück und verliert mählich sein Leuchten, dafür bricht sich eine andere Lichtflut Bahn, wie wenn ein kolossales Lager reinen, weichen, mattgelben Goldes plötzlich in Fluß geraten ist, so erglänzt es nun in der Mitte des Stromes und wellt wie in leisem Klingen dem Ufer zu. Ich zeichne ein Bild, aber in jeder Minute zeichnet der Abend ein neues. Purpur und Gold wechseln sich ab, Violett und Blau mischen sich drein. Leichte Fischerkähne nahen vom Ufer, teilen unhörbar die hellen stillen Wasser und treiben in die Kiellinie zum munteren Tanz. Es dunkelt nun rasch, einzelne Sterne künden das Nahen der Nacht, nur im Westen bleibt es noch lange licht, während wir zwischen den schweigenden Ufern gen Süden fahren.

An die unvergeßlichen Sonnenuntergänge schließen sich ebenbürtig die köstlichen Mondaufgänge an. Namentlich wenn die Stromrichtung uns den Horizont gegen das Wasser stellt, ist die Lichterscheinung von einer solchen Kraft, daß sie am Himmel sichtbar wird, längst ehe sie selbst in den Gesichtskreis tritt. Wie von ferner, gewaltiger Feuersbrunst flammt dann ein Lichtstreif aufwärts, erst schmal, jetzt breiter, dunkler, das Feuer gewinnt an Kraft und Umfang, seitlich und oben

stürzen immer neue Flammen, blutrote Zeichen hervor, mit einem jähen Blitz zuckt es inmitten dieses Feuerscheines plötzlich hell auf, der Rand der Mondscheibe springt über den Horizont. Ein feuerroter Buckel folgt, breitert sich rasch, gewinnt die Form einer Tatarenkappe, dann eines kirgisischen Zeltes, rundet sich endlich zum Schild, der seine glühende Scheibe vom dunklen Wasser löst und zum satten Gelb, zum schimmernden Silberweiß erblassend sich langsam hebt. In mondfreien Nächten spiegelt das Fahrwasser vor uns Millionen Sterne in hell aufzuckenden Bildchen wieder, gleich silbernen Tropfen, die aus unsichtbaren Fernen lautlos auf die nachtdunklen Fluten fallen. Über uns webt die Milchstraße ihren grauen Schleier, der von nie gesehener Schärfe und Tiefe der Farbe plastische Formen gewinnt und die Illusion wehenden Staubes oder eines fernen feinen Schneetreibens erweckt. Vom Ufer blitzt zuweilen ein flackernder Schein auf und streift die Zelte, Erdhütten und Höhlen, in denen die Leuchtfeuerwärter ihre „Dienstwohnungen" aufgeschlagen haben. –

Von Astrachan bringt ein Tender die Reisenden für den Kaspi in acht Stunden zur Neunfußreede, einer schwimmenden Stadt von alten Hulks, wo sie auf die Dampfer nach Baku bzw. Kraßnowodsk umgeschifft werden. Nach weiteren zwölf bis dreizehn Stunden kommt die Nordspitze der Halbinsel Mangyschlak in Sicht, ein Tafelplateau mit Steilwänden und Abstürzen, auf dessen Rand ein weißer Leuchtturm die Peilmarke für das Boot abgibt. Dicht unter Land wenden wir nach Süden und steuern in den Hafen Nikolajewsky, eine kleine Ansiedlung, die sich um die aufblühende Fischindustrie dieses Küstenstrichs gebildet

hat. Die Fischerei ist hier alten turkmenischen Ursprungs und bediente sich bis in die neuere Zeit noch primitiver knöcherner, dann selbstgefertigter eiserner Angelhaken; heute entwickelt sie sich in russischen Händen zur exportfähigen Industrie, die erfolgreich wirtschaftet, obwohl zwei Monate sommerlicher Schonzeit und vier Monate Winterfrost die Arbeitsmöglichkeit auf die Hälfte reduzieren.

Ein heißer staubiger Weg führt vom Pristan an zwei kleinen Salzseen vorbei, die bei ruhigem Wetter dunkelblau, bei Wind, wegen ihres Gehalts an Infusorien, wundervoll dunkelrosa aussehen, und die Speisesalz für die Bevölkerung sowie Pökelsalz für die Fischindustrie liefern. Man schaufelt das Salz einfach vom Grunde auf und wirft es zu Haufen zusammen, die dann abgefahren werden. Außerdem sind sie das Solbad der Einheimischen, die sich darin einen primitiven Zellenverschlag gebaut haben und sich durch die vereinten Kräfte des konzentrierten Salzgehaltes des Wassers und der intensiven Sonnenbestrahlung ihren Rheumatismus austreiben lassen.

Nach vier Werst sind wir bei den ersten Häusern von Fort Alexandrowsky, dem Verwaltungszentrum von Mangyschlak, kurz Alexanderfort oder bloß Fort genannt. Die breite Dorfstraße zieht sich am Fuß eines Felsenkammes hin, auf dessen Höhe weiße Festungsmauern Kasernen, Kirche und Gouvernement umschließen, voll blendender Sonnenreflexe und voll mehligen Staubes, der sich aus Sand und den Verwitterungen eines weichen Kalksteins zusammensetzt. Bescheidene einstöckige Häuser, deren Material aus diesem anstehenden weichen Kalkgestein des Plateaurandes gesägte Blöcke bilden, tatarische und armenische

Höfe, persische Läden, turkmenische Werkstätten rahmen sie an beiden Seiten ein. Östlich wird sie von einer Felskuppe beherrscht, auf der die kleine Nachbildung eines Alexander II.-Denkmals die Erinnerung an die russische Chiwa-Expedition wachzuhalten versucht. Eine gußeiserne Tafel trägt die Namen der zum Stab der Operationsarmee gehörenden Offiziere und verzeichnet darunter auch den preußischen Generalstäbler, der den Zug mitgemacht hat. Von hier oben hat man eine prächtige Aussicht über den Kaspi, die zur Zeit des Sonnenuntergangs schön genug ist, um den Tag erträglich zu machen, den man auf ihn warten muß. Hier habe ich zum ersten Male gesehen, daß es ein purpurnes Meer geben kann. Wie oft habe ich das Epitheton vordem gebraucht und gebrauchen hören, immer war es eine empfindsame Übertreibung unter dem Zauber des Fremden. Erst hier konnte es vor der Wahrheit bestehen, wo einmal nach Sonnenuntergang vom Uferrand bis zum Horizont der See sich mit einer köstlich tief leuchtenden Purpurdecke überzogen hatte, die wundersam fremd unter einem lichtblauen Himmel erschien. Quer über diesen spannten sich breite hellgrüne Streifen von der feinen Nuance der Propheten-farbe, und über ihnen ballten sich schwere, schwarze Wolken, deren krauser Rand in den dunklen Feuern der unsichtbaren Sonnenstrahlen erloderte.

An ihrem Südende geht die Dorfstraße in die Landstraße über, die sich in zwei Wege gabelt. Der eine biegt südöstlich in die Steppe, der andere windet sich zwischen Meer und Plateaurand durch das flache, bald schmale geröllbedeckte, bald breite sandige Vorland hin, erklimmt jenen und trifft mit dem ersteren Wege zusammen.

Der Boden besteht überall aus einem sehr weichen Kalkstein, der in Fort, wie ich schon gesagt, zu Blöcken zersägt, als Baustein dient und in der Steppe stellenweise in mächtigen Lagern durch Regen und Wind bloßgelegt ist; hier haben dann die Räder der Arben, der Lastkarren, die zwischen Fort und Kinderli verkehren, in ihn tiefe, wie mit dem Messer glattgeschnittene Rinnen gefurcht. An den Wänden des Plateaus ist er durch die atmosphärischen Einflüsse zu wunderlichen Formen ausgewaschen und bildet Höhlen, Gruben, Löcher und Gänge, die zum Teil terrassenartig gegliedert, durch Stehenbleiben von Resten der äußeren Wand wie säulen- und pfeilergestützte Galerien imponieren. Brechen diese Stützen durch, so stürzen die überhängenden Gesteinsmassen nach, ihre mächtigen Platten werden weiter zerbröckelt und zerrieben. Die Zerstörung setzt an einzelnen Punkten in einiger Entfernung vom Plateaurande ein und schafft durch tief hinunterreichende, ihm parallele enorme Spaltungen cañonartige Formationen, oder sie bricht landeinwärts gerichtete, senkrecht zur Küste laufende Spalten, die sich zu zerklüfteten Tälern und zu geröllübersäten Becken weiten, um am Ende in engen Hohlwegen oder breiten Absturzterrassen das Steppenniveau zu erreichen. Weit in die Steppe erstrecken sich solche Einbruchstäler, in deren Wände oft tiefe Höhlen gewaschen und wilde kaminartige „Klammen" gerissen sind.

Die Großartigkeit der Formation kommt in den Legenden zum Ausdruck, die sich an solche Höhlen knüpfen. Der Sohn meines kirgisischen Führers, ein intelligenter junger Mann, der sechs Jahre die russische Schule von Aschabad besucht hatte, wollte mir in der Nähe seines Auls eine Höhle zeigen, die kein Ende

hätte, in die niemals ein Kirgise gegangen sei oder gehen würde. Eine Schlange sei drinnen, so groß wie die Schlangen, die Menschen fressen und sich in Menschen verwandeln können, und große Schätze, die der Schlange gehörten, und ein tiefer, großer Brunnen, der tiefste und größte, den es gäbe, und aus dem Brunnen wehe zeitweilig ein solcher Sturm, daß niemand an der Höhle vorbeikönne. Wir nahmen Streichhölzer und Kerzen aus meinem Gepäck und ritten los. Auf halber Höhe einer verwitterten Talwand fand sich der Eingang, ich ging voran, der Kirgise folgte, halb vergnügt über das kleine Abenteuer, halb ängstlich unter dem uneingestandenen Druck der Ammenmärchen. Wir fanden einen schmalen Gang, dessen Sohle erst ein Stück geradeaus eben verlief, sich dann teils schräg, teils treppenförmig gestuft aufwärts wandte, später schräg nach unten abfiel und so sich hebend und senkend in Windungen ein ständiges Rutschen und Klettern verlangte. Dicke Mehlschichten aus zerriebenem Gestein bedeckten sie. Loses Geröll und quergelagerte Schwellen erschwerten das Vorwärtskommen. Mehrfach glaubten wir am Ende zu sein, aber jedesmal setzte sich der Gang in eine Art Kamin nach oben fort, und auf allen vieren krochen wir weiter. Endlich drang von oben ein Lichtstrahl herein, und ich sah nun, wie das obere Ende dieses letzten Kamins von einem hohen Längsspalt durchsetzt war und hier mit der Außenwelt kommunizierte.

Das Ganze war also nichts weiter als das Produkt mächtiger Erosionen. Dabei fanden aber jene phantastischen Erzählungen wenigstens teilweise eine Bestätigung, durch den Längsspalt mochte der Wind in das unterirdische Höhlensystem eindringen und vorn mit

einem Pfeifen und Heulen herauskommen, das den Leuten unerklärlich und deshalb unheimlich erschien. Das Flügelrauschen und das in den engen Schornsteinen widerhallende Geschrei nistender Vögel kamen hinzu, wirkliche Erlebnisse mit Schlangen, die in Märchen und Aberglaube der Kirgisen überhaupt eine große Rolle spielen, hoben den Zweifel, Fama schmückte aus, die Tradition von Mund zu Mund konservierte für die Dauer, die lebenskräftige Legende war fertig, sie lebt noch heute und sie wird weiterleben, ich glaube nicht, daß meine Entdeckung sie zerstört hat.

Als wir nach Hause ritten, sagte der junge Kirgise voll Stolz, nun sei er in der Höhle gewesen, die vorher noch niemand betreten habe, und wisse, daß sie doch ein Ende habe; seinen Leuten wolle er aber erzählen, daß er die große Schlange gesehen. Bescheiden fügte er hinzu, allein und ohne Licht wäre auch er nicht hineingegangen. Nach einer Weile meinte er fast kleinlaut, in einem rührend schönen Instinktgefühl der Trauer um verlorenen Kinderglauben: „Eigentlich ist es doch schade, daß wir das Ende der Höhle gefunden haben." Zu Hause erzählte er tatsächlich, er habe die Schlange gesehen, alle glaubten ihm und nahmen eifrig die Geschichte auf, ein kleines Mädchen wußte, daß im vergangenen Jahre ein Kind dort Goldsachen gesehen, bei der Rückkehr aber nicht mehr gefunden habe; ein anderes berichtete mit blitzenden Augen, daß sich erst neulich ein Mann Decken und Chalate aus der Höhle nehmen wollte, aber nicht hineinkonnte und der Alte nickte warnend, die Schätze gehören der Schlange, sie läßt niemand dazu. Wird mein Jüngling mit der Wahrheit herausrücken, daß er weder Schlange, noch Schätze, wohl aber das Ende der Höhle gesehen, so

wird ihm niemand glauben, er selbst wird sich einreden, „vielleicht hat sie doch kein Ende" und die Legende lebt fort.

Das massenhafte natürliche Geröll liefert das Material für die zahlreichen Steinsetzungen, denen man auf Mangyschlak in der Nähe des Strandes begegnet: Kreise, Rechtecke und kistenartige Kammern als Reste von Betplätzen und Gräbern, Winterhürden für Vieh, Verstecke für die Vogelfänger, Verteidigungswerke aus den Zeiten der turkmenisch-kirgisischen Kämpfe, Wegweiser, Landmarken und Umwallungen verödeter Felder. Auf die Gräber komme ich an anderer Stelle zu sprechen. Die Landmarken sind Pfeiler aus aufgeschichteten Steinen und sollen dem Reisenden die Nähe von Brunnen oder Wohnplätzen anzeigen. Das wirre Geröll, die einheitlich graue Farbe, die Weglosigkeit der Steppe, der alle Spuren verwischende Schnee erschweren die Orientierung und haben auf den Gedanken solcher Merkmale geführt. Die angeblichen Betplätze sind Kreise aus losen Geröllsteinen, die an einer Stelle zu einem breiten und hohen Haufen geschichtet eine Art Kanzel improvisieren sollen, nicht älter als hundert Jahre sind und den Zweck haben, Kinder und Vieh von der heiligen Stätte fernzuhalten; sie haben einen Durchmesser von etwa fünf Metern und Platz für etwa fünfzehn Menschen. Für einen Steinkreis unterhalb der Kastellhöhle von Fort erhielt ich die merkwürdige Erklärung, er habe in alten Zeiten als Stütze für das Zeltdach lagernder Karawanen gedient. Neulich hat jemand auf Grund afrikanischer Analogien die Meinung ausgesprochen, die Steine unserer Cromlechs könnten die Stühle der in der Ratsversammlung sitzenden Männer gewesen sein, eine

gegenüber der bisherigen geradezu triviale, aber deshalb nicht weniger diskutable Auffassung. Wer die ausgedehnten Steinfelder in Erosionsgebieten oder die dichten Steinstreuungen z. B. der Cornwall-Heiden gesehen und die Selbstverständlichkeit der Verwendung der Steine im täglichen Leben des Nomaden erlebt hat, kann sie verstehen. In das Gebiet zwangloser, ungekünstelter, realistischer Erklärungen, wie die Völkerkunde sie eifriger pflegen sollte, gehört auch jene von den Zeltstützen, auch sie verdient bei der bekannten Zuverlässigkeit vieler Traditionen beachtet zu werden.

Die obenerwähnten Verteidigungswerke bestehen aus Steinwällen oder aus natürlichen Schluchten, die durch quer vorgezogene Mauern abgeschlossen sind, die Verstecke der Vogelsteller sind unter Benutzung des natürlichen Geländes hergerichtete Türme oder Ringwälle aus Stein.

Die Weichheit des Gesteins erklärt das häufige Vorkommen von Felszeichnungen; sie finden sich an den Lagerplätzen der Hirten und entstehen noch täglich als das spielerische Produkt müßiger Stunden, ihre Motive entstammen der Umgebung und den Interessen der Künstler, den Schafherden vor allem: ganze Schafe, Schafhörner, daneben Kamele sind die häufigsten.

Das Innere von Mangyschlak ist Steppengebiet, teils tafeleben, teils so langgewellt, daß man sich auf einem flachen Teller glaubt, dessen Rand die Horizontlinie bildet, teils zu weiten Talbildungen gesenkt, deren Sohle ein Relief von Kuppen, Spitzen und Buckeln darstellt, und deren Wände wie zungenförmige Vorgebirge sich herausschieben oder wie ausgewaschene Uferschluchten zurücktreten. Kein Baum, kein Strauch

hebt sich über das kurze, büschlige, verdorrte Gras des Bodens, dessen Wassergehalt noch ärmer sein muß, als im Osten des Aral, wo ich früher um dieselbe Jahreszeit noch weite Flächen sah, aus deren langen wiegenden Halmen die Nachtluft würzige weiche Düfte löste. Unabsehbar weit dehnen sich diese Grasebenen, die verstreuten Aule, die weidenden Herden fügen ihre Farbe dem Gleichton des Bildes ein und treten kaum als Staffage hervor, Stunde um Stunde verinnt, ohne daß die leiseste Veränderung des Bildes sich dem suchenden Blick bemerkbar machte. Immerhin bleibt diese Monotonie relativ lokal beschränkt. Wenn man sich die Steppe als geographische Einheit vorstellt, reichend vom Kaspi bis zum Altai über vierzig Längen- und fünfzehn Breitengrade, so darf man nicht an eine ununterbrochene Grasfläche denken. Außer jenen schon genannten seebeckenartigen Senken, denen im Osten weitere folgen, treffen wir trockene Flußbetten, die sich im Frühjahr und Herbst für kurze Zeit mit Wasser füllen, periodische Überschwemmungsgebiete, wie sie ihnen z. B. die Trace der Orenburg-Taschkenter Bahn in weitem Bogen ausweichen mußte, Flugsand- und Dünenzonen, Sandwüsten, weißschimmernde Salzsteppen, Lößflächen, grasbedeckte flachkupplige Hügelwellen und kahle, scharfkantige Wüstenplateaus, eine bunte Abwechslung also der Formation, die zwar nirgends landschaftliche Reize schafft, aber doch den Reisenden mit immer neuen Eindrücken erfüllt. Dem Steppenbewohner ist sie mehr, ihm bestimmt sie sein Leben, seine Wirtschaft, die Richtung und die Gezeiten seines Nomadenwanderns. Das kontinentale Klima treibt ihn mit seinen Herden im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden, der wechselnde Grasstand und

der Wassergehalt der Brunnen regeln die Bewegungen der Aule innerhalb dieser großen Bezirke.

Der Sommer ist heiß, die Mittagsstunden dann, wenn kein Wind etwas Kühlung bringt, voller lähmender Glut, die Sonne brennt erbarmungslos, die heiße Luft grellt und flimmert über dem Boden und ist voller täuschender Spiegelungen, die ein grasendes Pferd zu einer Kibitke, einen Grasbüschel zum Baum, einen Haufen Kamellosung zum Felsen vergrößern und das Steingeröll verwahrloster Friedhöfe zu machtvollen Städten und Festungen erhöhen, die Inseln und Seen und Wälder über der Horizontlinie hervorzaubern und dem Unkundigen die Seele mit lieblichen Illusionen füllen. Für die erstickenden Mittagsstunden entschädigen die Farben der Morgen- und Abenddämmerungen, die glänzende Pracht am Himmel und die feinen violetten Schatten, mit denen sie ferne Höhen und Senken diskret überschleiern.

Die Hauptverkehrsrichtungen haben sich, wie schon von Fort und Kinderli erwähnt, richtige Wege geschaffen, an anderen Stellen finden sich flüchtige Wechsel, denen Reiter und umziehende Aule folgen, oft aber liegt die Steppe tagelang ohne die geringste sichtbare Spur eines Pfades, wie eine einzige, gleichmäßige, glatte Grasfläche vor dem Reisenden, und die Orientierung in ihr scheint dem Fremden ein Rätsel. Der Einheimische verfügt jedoch, wie überall in der Welt, über Erinnerungen und Merkmale, die ihn führen, die jener aber nicht kennen kann; außerdem richten manche Aule, um ihre Kibitken oder ihre Brunnen wiederzufinden, auf Anhöhen Steinpackungen auf, pfeilerartige Male, die nach ihrem Abzug stehen gelassen werden, sogar ihren Namen behalten und nun

für die Allgemeinheit eine Landmarke und ein Richtungspunkt bleiben. Selbstverständlich benutzt man auch Mond, Sonne und Sterne zur Orientierung, man kennt z. B. den Nordstern als feststehenden Punkt. Ich füge hier einige Wetterregeln an, die mir ein Kirgise erzählte. Im Winter zeigt bei wolkenlosem Nachthimmel Sternenreichtum warmes, Sternenarmut kaltes Wetter an. Zeigen sich im Winter bei Sonnenauf- und -Untergang neben der Sonne zwei helle Stellen, so wird es kalt, windig und wird schneien. Haben Sonne und Mond einen Hof, so gibt es schlechtes Wetter. Auf heiße Sommer folgen kalte Winter. Wenn im Winter die Pferde und Kamele auf dem Weg zum Brunnen lustig sind, springen und spielen, gibt es schlechtes Wetter.

Die Bevölkerung von Mangyschlak setzt sich aus Kirgisen und Turkmenen zusammen und verteilt sich heute so, daß die letzteren einen zehn bis zwanzig Werst breiten Streifen längs der Küste bewohnen und nördlich bis Alexanderfort reichen, die Kirgisen den Rest, also den bei weitem größeren Teil des Landes inne haben. Es war nicht immer so. Nach der Tradition wohnten hier im Anfang Mongolen – wohl eine Erinnerung an das Reich Kiptschak des Batu, Enkels von Dschingis Khan, das von Rußland zum Aralsee reichte und das Ust-Urt-Plateau einschloß –, dann Tataren, darauf Turkmenen, die aus der Stadt Turkestan gekommen waren. Ich hörte darüber folgende Legende:

In Turkestan lebte vor Zeiten ein Heiliger, der großes Ansehen genoß. Zwei reiche Kaufleute wurden deshalb auf ihn neidisch, verklagten ihn beim Khan, beschuldigten ihn des Viehdiebstahls und verlangten seine Bestrafung. Der Khan ließ den Heiligen rufen

und sagte ihm, in welchem Verdacht er stände; der erwiderte ruhig, er sei unschuldig, man könne bei ihm nachsehen, ob die gestohlene Kuh da sei, der Khan möge selbst mit den beiden Kaufleuten zu ihm kommen und alles untersuchen. Damit ging er nach Hause. Inzwischen hatten aber die Ankläger selbst die angeblich gestohlene Kuh in das Haus des Heiligen gebracht. Als nun Khan und Kaufleute zur verabredeten Haussuchung dort erschienen, trat der Heilige heraus und lud die Kläger ein, selbst hineinzugehen und nach der Kuh zu suchen. Die taten es, Khan und Heiliger blieben draußen und warteten. Die Kaufleute aber kamen nicht wieder. Man schickte Diener hinterher; als sie aber zurückkehrten, erklärten sie, niemand im Hause gefunden zu haben außer zwei großen Hunden. In demselben Augenblick stürzten die Tiere heraus, liefen in die Häuser der beiden reichen Kaufleute, zerstörten und töteten hier und in der Stadt alles, was ihnen in den Weg kam. Erschreckt fragte der Khan den Heiligen, was zu tun sei. Der antwortete: „Es gibt nur Flucht, die ganze Stadt muß auswandern und jeden Tag muß man den Hunden ein junges Mädchen vorwerfen, dann bleiben die übrigen Menschen verschont." So geschah es. Die ganze Bevölkerung zog ab, die Hunde liefen hinterher, und jeden Morgen ließ man ein junges Mädchen mit Stricken gefesselt für die Hunde zurück. Die Auswanderer kamen nun nach Chiwa, wo ein Teil sich in den Wäldern versteckte und zurückblieb, die Hauptmasse aber zog weiter, von den Hunden verfolgt, die täglich ihr Opfer erhielten, und kam schließlich an die Grenze von Mangyschlak, wo sie ein großes Bergplateau überschreiten mußte. Die Hunde jagten hinterher. Nun kam die Reihe des Opfers an ein Mädchen,

dessen Bruder sie so zärtlich liebte, daß er sich nicht von ihr trennen wollte, und bei ihr blieb, als sie, wie üblich, gefesselt auf dem Lagerplatz zurückgelassen wurde. Er nahm einen Bogen mit fünf Pfeilen, versteckte sich und schoß die auf ihr Opfer zustürzenden Hunde tot. Der Bann war von den Leuten gewichen, und in großem Jubel zogen sie in Mangyschlak ein. Der Platz, auf dem Geschwisterliebe den Mut zur Heldentat gefunden, benannte man nach dem Namen des Schützen und nach seinen fünf Pfeilen „besch-oktý-tungaschá" („Fünf-Pfeile-Tungascha").

Was dieser Legende an geschichtlichen Tatsachen zugrunde liegen mag, bleibe dahingestellt; sie beweist jedenfalls, daß nicht Mangyschlak die Wiege der Turkmenen, d. h. der Ort der mongolisch-türkisch-arischen Blutmischung ist, die dieses Volk hervorgebracht hat, wie man in Merw mir erzählt hatte, daß Mangyschlak kein turkmenisches Land, sondern nur eine turkmenische Kolonie, wenn man so will, keine Quelle des Volkslebens, sondern nur eine Durchgangsstation, nicht der Ursprung, sondern nur eine Episode ihrer Geschichte ist. Altiranisches und neupersisches Blut hat sich dem turktatarischen beigemengt, daher weist der anthropologische Turkmenentyp so oft nach Buchara und zu den Tadschiken. Die Tradition der Merw-Leute hat sich als ganz jung erwiesen, sie kennt nicht die für die Geschichte wertvollsten älteren Zeiten und hat mich dadurch getäuscht, ohne daß freilich glücklicherweise das Nachgehen dieser Tradition zu Enttäuschungen geführt hätte. Im Gegenteil, die Reise brachte mir für meinen Zweck wichtige Beobachtungen über die noch immer in Fluß befindlichen Völkerverschiebungen dieses westlichsten Ausläufers des mittelasiatischen Steppengebietes.

Mangyschlak war also nur eine Zeitlang im ausschließlichen Besitz der Turkmenen, die im Norden bis an die Ufer des hier weit nach Osten ausgebuchteten Kaspischen Meeres saßen. Der Name der Landschaft Busatschi soll von dem Führer eines ihrer Stämme herrühren. Sie legten sogar städtische Siedlungen nach Chiwaer Art an, wenn die Erzählungen über Ruinen in Karatau, etwa zweihundert Werst südöstlich von Fort richtig sind. Ich selbst habe sie nicht gesehen, weil mir der aulreichere nördliche Bezirk für meine ethnographischen Zwecke aussichtsvoller erschien, nach den Beschreibungen handelt es sich aber um verfallene Lehmbauten turkestanischen Stils. Auch vereinzelte archäologische Funde sind dort gemacht worden, darunter Münzen, deren sichtbarer Wert selbst bei den Kirgisen Eindruck gemacht und zu Legendenbildungen geführt hat. So träumte jemand dort, ein alter Mann mit langem Bart käme zu ihm und forderte ihn auf, an einer bestimmten Stelle nach Gold zu graben; er achtete nicht auf den Traum. Der aber wiederholte sich noch ein zweites und drittes Mal, da ging der Kirgise hin, grub nach und fand einen flachen Stein, unter dem es beim Klopfen hohl klang, und unter dem wirklich Gold lag. Oder: es ist da ein freier Platz mit einem großen Stein, von dem seit alters die Sage ging, ein reicher Mann läge da begraben und seine Schätze lägen in der Nähe des Toten versteckt. Einst träumte jemand, er werde am Rande des Sonnenschattens dieses Steins den Schatz finden, grub nach und fand tatsächlich Geld.

Vor hundertfünfzig Jahren kamen die Kirgisen von Norden her ins Land, besiegten in langen Kämpfen die Turkmenen und trieben sie nach Westen und Süden

vor sich her. Ein Teil flüchtete nach Astrachan, ein anderer nach Chiwa, ein dritter nach Kraßnowodsk, ein Teil zog sich an die Küste, der Rest ergab sich – bat nach kirgisischer Erzählung um Pardon – und blieb zwischen den neuen Herren sitzen. Es waren noch vierzig Kibitken – die alte Zahl der Turktataren, die heute, soweit ich mich erkundigen konnte, nicht mehr die allgemeine Bedeutung von „Viel" hat, sondern unserem „Viel" oder „Tausend" gewichen ist.

Die Kirgisen waren bei dem Zusammenstoß das aggressivere, frischere, blutreinere Turkvolk und erwiesen sich als physisch den Turkmenen überlegen. Im reinen Nomadentum stahlhart geschmiedet, schlugen sie die durch Blutmischung und Stadtkultur schon verweichlichten Feinde zu Boden, und sie tun es heute noch, sie dringen noch heute auf Kosten der Turkmenen vor. Letztere dünken sich zwar vornehmer, sie heiraten z. B. Kirgisinnen nur im Notfalle und geben ihre Töchter niemals an einen Kirgisen; sie sehen auch zweifellos nach unseren Begriffen vornehmer aus, die hohe schlanke Figur, die ruhige, sichere Haltung, der feine Gesichtsschnitt, der reichere Bartwuchs, vor allem die herrlichen großen Augen sprechen iranische Sprache, aber all das nutzt ihm nichts in seinem Rassenkampf. Der Kirgise ist ihm über. Wo beide in der Steppe zusammentreffen, gibt es Streit und der Turkmene weicht mit dem Mut der Kaltblütigkeit zurück. Würde die russische Regierung nicht den politischen Frieden gebracht haben, so wäre der biologische Prozeß auf Mangyschlak wohl schon völlig entschieden.

Über die Bedeutung des Wortes „Kirgise", über die bekanntlich viel gestritten worden ist, hörte ich zwei Versionen. Die eine lautet: Ein Mann hatte vierzig

Töchter. Da er sehr reich war, und dementsprechend der vom Bräutigam zu zahlende Kalym sehr hoch sein müßte, bekam er keine Heiratsanträge für sie, und er verstieß sie deshalb in einen Wald, wo sie von Wurzeln sich nährten. Da kamen Räuber, fanden die Mädchen und fragten sie, wer sie seien. „Kyrk-kys“ (= vierzig Töchter) antworteten sie. Die Räuber nahmen die vierzig Mädchen zu Frauen, und von ihnen stammen die Kirgisen.

Die andere Legende sagt, die Kirgisen lebten von jeher in der Steppe und kamen lange Zeit nicht mit den städtischen Kulturen der Nachbarn in Berührung. Als dies nun doch geschah, und die Leute in der Stadt sie fragten, wer sie seien, antworteten sie „kyr-gis“ (= die in der Steppe Umherschweifenden, nach eigener Deutung, die ich etymologisch nicht prüfen kann).

2. Kapitel

Turkmenen und Kirgisen

Wer die Turkmenen der Merw-Oase gesehen hat, wird durch ihre Stammesgenossen auf Mangyschlak arg enttäuscht. Weder in Tracht und Schmuck noch in der Einrichtung der Kibitke findet er die durch Wohlhabenheit und Originalität ausgezeichnete spezifische Kultur wieder, die ihn dort gefesselt hatte, ja der körperliche Habitus scheint verändert und durch eine ungünstige Zusammenwirkung verschlechterter wirtschaftlicher Verhältnisse mit verstärkter Zufuhr turk-tatarischen Blutes seine eigentümliche Mischung aus Würde und Elastizität verloren und ein gut Teil Formenschönheit, namentlich des Gesichtsschnitts und der Augen, eingebüßt zu haben und das bei Männern mehr als bei Frauen, die auch hier den Typ reiner zu bewahren scheinen. Der Verlust des äußerlichen Besitzstandes ist erheblich beschleunigt worden durch die modernen Einflüsse der russischen Ära und vor allem des Tatarentums. Wenn ich fragte, warum man die schönen hohen Mützen nicht mehr trüge, erhielt ich zur Antwort: „Die Tataren tragen kleine und lachen uns aus, wenn wir mit unseren großen ankommen, wir wollen aber keinen Streit haben." Man sieht übrigens aus dieser entschuldigenden Bemerkung, wie widerstandslos die turkmenische Nationalität ist, wenn auch der Hauptgrund in der stillschweigenden Anerkennung der städtischen Überlegenheit des Tataren, in dem auch bei uns wirksamen

Gegensatz zwischen Stadt und Land liegen dürfte. Die Pelzmütze erreicht also, wenn sie überhaupt noch vorhanden ist und bei besonderem Anlaß hervorgeholt wird, niemals die imposante Höhe, die im Süden geradezu als „verlängernder Schmuck" wirkt und zu dem stolzen Eindruck der ganzen Person wesentlich beiträgt; sie hat eine niedrige Topfform, verkleinert sich zum Barett oder ist völlig tatarisch, zylinderartig mit glattem Rand. Meist tut es indes ein buntes Tuch, das nachlässig um den Kopf geknotet wird, und das alle Mühe hat, sich neben dem sauberen meterlangen feinen Schal des Bucharioten eine Anerkennung als Turban zu verdienen. Vereinzelt hat der Fez Eingang gefunden. Der Kopf ist nach mohammedanischem Brauche rasiert.

Der tatarische Einfluß modifiziert nicht minder den Chalat, der in seiner schönen Chiwaer Form ebenso selten ist wie die hohe Mütze, zuerst an Länge abnimmt, nur bis zum Knie reicht, später völlig zur Beschmete wird. Im Sommer läßt man ihn oft fort und begnügt sich mit Hose und Hemd.

Die Frauen tragen Schuhe, Hosen, hemdartigen Rock und einen kurzen Überwurf, der über den Kopf gezogen wird, hier am vorderen Rande gesteift ist und schirmartig das Gesicht deckt; er fehlt nie, wird weder bei der Arbeit, noch beim Essen oder beim Toilettemachen abgenommen, obwohl er stets im Wege ist und immer irgendwo, entweder am Gesicht oder an den unteren Zipfeln beiseite geschoben werden muß. Beim Begegnen mit Fremden wird er vors Gesicht gezogen. Das Haar ist in Zöpfen geordnet, an denen Schmuckketten und Münzen, zuweilen aber auch praktische Dinge, wie der Schlüssel zur Truhe, in der Geld,

Schmuck und Kleider aufbewahrt sind, oder ein Stück Zucker als probates, wenn auch etwas grobes Mittel, kindliche Liebe an die Mutter zu fesseln. Kinder tragen meist nur ein Hemd, zuweilen darüber ein kurzes Jäckchen, das auf dem Rücken mit Stickerei benäht ist, Knaben laufen bis zu zwei, drei Jahren auch wohl nackt herum.

Bei den Frauen war jetzt ein gelbes Tuch modern, das nach Art einer Serviette so unters Kinn gebunden wurde, daß die zwei oberen Zipfel oberhalb der Ohren durch ein um Stirn und Hinterkopf laufendes Band festgehalten wurden. An Schmuck sah ich Ringe im rechten Nasenflügel, tatarische Fingerringe, sehr selten einen Armreif; niemals die kostbaren Hals- oder Stirnplatten oder die Bandeliere von Merw. In manchen Truhen mögen sich allerdings noch Erbstücke befinden, die nur bei besonderen Gelegenheiten getragen werden, einiges wurde mir auf mein Nachfragen hin gezeigt, doch war das alles moderne Arbeit. Bei Kindern sah ich Halsketten aus Schafwirbeln, „monšuk" genannt, die mir Amulette zu sein schienen, aber als bedeutungsloser Schmuck erklärt wurden.

Äußerlich betrachtet sind die Turkmenen auf Mangyschlak schlanke Figuren, wenn auch nicht in der kräftigen und schönen Durchbildung ihrer südlichen Stammesgenossen. Unter den Frauen sieht man vielfach hübsche Gesichter mit feinen Zügen, die in der Jugend durch anmutige Weichheit, im Alter durch herbe Vornehmheit imponieren. Mongolische Einschläge sind selten und fallen hier natürlich ebenso deutlich in die Augen, wie umgekehrt unter den Kirgisen die Spuren turkmenischer, aus den Kriegszeiten stammender Mischung; sie sind auch den Leuten bekannt und werden ästhetisch niedriger gewertet, man liebt große runde

Augen und findet die schmalen „Kalmückenaugen", wie sie genannt werden, häßlich, man schätzt hohe, schmale Nasen höher als die eingesunkenen breiten. Blonde Haare habe ich vereinzelt beobachtet.

Die Turkmenen gehören hier zwei verschiedenen Stämmen an, den Igdir und Abdall, Namen, die von ehemaligen großen Führern oder Heiligen herrühren, ihre ursprüngliche Organisation ist indessen aufgelöst. Früher, bis vor etwa fünfzig Jahren, stand Sippen von mindestens fünfzehn Kibitken ein Chef vor, „Beg", der außer seinem patriarchalischen Einfluß eine Art regionales Hoheitsrecht besaß und von Fremden Tribut erhob für die Erlaubnis, in seinem Bezirk wohnen oder nomadisieren zu dürfen.

In alten Familien – ich traf eine, die sich der vierzehnten Generation rühmte – wird der Titel Beg noch heute geführt und von dem Ältesten seinem Stammesnamen angefügt, ohne jedoch irgendwelche anderen Vorrechte zu präjudizieren, als die des Aul-Oberhauptes, der persönliches Ansehen genießt, bei dem die Fremden absteigen usw.

Ihren Wohnsitzen und Lebensbedingungen nach kann man Küsten- und Steppenturkmenen unterscheiden. Jene sind in der Hauptsache Fischer, bleiben das ganze Jahr auf derselben Stelle, nur daß sie im Winter ihre Kibitken dicht an den Fuß des schützenden Plateauabhangs rücken, angeln mit altertümlichen Knochen- und selbstgefertigten eisernen Haken und werfen Netze, die sie im Frühling mit angebundenen Steinen beschweren, im Herbst dagegen oben schwimmen lassen. Daneben sind sie Fallensteller, sie halten sich kleine Vögel, die sie mittels hingeworfener Fleischköder gefangen haben, binden sie an eine Leine, setzen

sie unter ein auf Stangen ruhendes Netz, das sie durch Anziehen einer Schnur fallen lassen können, und legen sich hinter einem Steinwall auf die Lauer! Durch Nachahmen von Vogelstimmen locken sie nun die großen Vögel von den Bergen herunter und klappen das Netz zu, sobald die auf die kleinen stoßen. Für Füchse und Wölfe stellen sie Fallen aus Steinplatten auf. Endlich treiben sie bescheidene Viehzucht, halten sich einige Kamele, Schafe und Ziegen, die ihnen Milch, Fleisch und Wolle liefern.

Die Frauen fertigen Teppiche, wie es ihr Stamm von jeher getan.

Für die Degeneration der Teppichwebkunst war mir charakteristisch die empörende Achtlosigkeit, mit der man die letzten wirklich guten und alten Stücke verkommen ließ; sie lagen zu Lumpen zerfetzt in den Ecken, es gelang mir nur, ein einziges relativ unversehrtes Exemplar zu erwerben, das bei ungewöhnlichen Maßen von fünf zu zweieinhalb Metern durch ausgezeichnete Harmonie der Musterung und durch feine Diskretion der Farbentöne auffiel.

Im Innern des Landes, wo sie freilich, wie schon gesagt, einen schmalen Streifen ostwärts nicht überschreiten, sind die Turkmenen im wesentlichen Viehzüchter nach Art der Kirgisen, halten Schafe, Ziegen, Kamele und Pferde, und ziehen von einem Brunnen zum anderen, je nach deren Wassergehalt und nach dem Grasstande. Ackerbau kommt kaum in Frage. Findet ein Aul auf seiner Wanderung eine Stelle, wo der Regen genügend Wasser übriggelassen hat, so sät er wohl Hirse und Weizen, der in ein bis zwei Monaten reift. Nach der Ernte zieht er weiter. Die Felder bleiben nicht Eigentum des Auls oder einer Person,

sondern können in diesem Jahre von dem einen, im nächsten von einem anderen genutzt werden; wer zuerst kommt, sät zuerst. Groß scheinen die landwirtschaftlichen Fähigkeiten nicht zu sein, man sagte mir, daß das Korn oft verdirbt, und daß viele daher ganz auf den Anbau verzichtet hätten. Das Saatkorn bezieht man aus Chiwa oder Kraßnowodsk. Die Turkmenen haben offenbar die aus der turkestanischen Heimat und deren Bewässerungsanlagen mitgebrachten Kenntnisse zum Teil wieder eingebüßt, und das um so leichter, als der Norden sich nicht des regelmäßigen Zustroms ackerbaukundiger persischer Sklaven erfreute, den die Raubzüge ihrer südlichen Stammesgenossen in die Oase Merw leiteten. Die Invasion der Kirgisen, die Menschenverluste und Felderzerstörungen im Laufe der langjährigen Kämpfe mögen das übrige getan haben.

Einen Rest der primitiven Sammelwirtschaft hält die Tradition mit Hilfe der Kinder wach, die sich eßbare Wurzeln ausgraben, diese Beschäftigung aber freilich mehr als Spiel und Sport betreiben, denn unter dem Zwange wirtschaftlicher Notwendigkeit. Es kann wohl vorkommen, daß exzeptionelle Hungerszeiten die Erwachsenen einmal zu ihrer ersten Liebe zurückführen und aus dem Spiel den bitteren Ernst werden lassen, für gewöhnlich aber genügen die Produkte der Viehwirtschaft. Hier hat der Einfluß der Kirgisen offenbar fördernd gewirkt. Der jetzt bei uns eingeführte bulgarische Joghurt ist von jeher allen türkischen Völkern bekannt, den Turkmenen sogar unter ebendemselben Namen, den Kirgisen unter der Bezeichnung „airan". Man bereitet ihn im Frühjahr, etwa vom März bis Mai, aus Schafmilch, die etwas eingekocht, bis zur Abkühlung auf etwa sechzehn Grad stehengelassen, dann

mit einer kleinen Menge alter Milch vermischt und warm zugedeckt wird. Während der Nacht gärt die Milch und wird zu einer dickflüssigen Masse, die mit dem Löffel gegessen wird. Joghurt also war den Turkmenen immer bekannt, den Kumys aber, die gegorene Stutenmilch, haben sie, wie ich glaube, erst von den Kirgisen übernommen. Dafür spricht, daß es ihn im Süden und Osten, d. h. in den Oasen und in dem politischen und religiösen Zentrum der Turkmenen, in Chiwa nicht gibt, daß die Mullas ihn nicht trinken, wollen sie strenggläubig sein, daß Pferdefleischessen in den Oasen verboten ist, auf Mangyschlak nicht, daß die Redensart geht „der Kirgise trinkt Kumys als Nahrung, der Turkmene gegen den Durst". So übte der Kirgise auf Mangyschlak nicht nur das Recht des Stärkeren, sondern auch den Einfluß des wirtschaftlich Fähigeren, des seinem Milieu Angepaßteren aus, und man wird manchen Aul erst an der Nase seines Besitzers, an dem Kopftuch seiner Frauen als turkmenisch oder kirgisisch erkennen. Ich unterstreiche „manchen", denn in den meisten Fällen läßt ein Blick auf die Mattenbeläge der Kibitken oder in deren Inneres keinen Zweifel aufkommen. So rasch auch die Kirgisen der gleichmachenden Kulturschere entgegeneilen, und so rasch auch die Stunde ihrer volklichen Eigenart schlagen wird, so charakteristisch sind heute noch viele Stücke ihres Kulturbesitzes. Um ebensoviel interessanter sind sie für den Ethnographen gegenüber den Turkmenen, aber er muß sich beeilen, die Nivellierung vollzieht sich selbstverständlich mit Riesenschritten. Dem ethnographischen Ausgleich wird meines Erachtens ein anthropologischer folgen, wenn auch entsprechend langsamer. Ich gestehe zu, daß dessen sichtbares Bild noch in ferner

Zukunft liegt, ich weiß, daß es vielen deshalb zwecklos und untunlich erscheinen wird, an die Form dieses Bildes zu denken, daß andere überhaupt nicht an ein einziges Bild, sondern an ein Fortbestehen des heutigen Mosaik, ja an eine Wiederauflösung heute schon bestehender Einheiten glauben, ich will auch nicht politische Möglichkeiten, Chancen oder Träume erörtern, ich will nur einer aus wiederholten Beobachtungen gewonnenen Überzeugung Ausdruck geben, daß der im Grunde seit Jahrtausenden im Bereich der sogenannten turk-tatarischen Völker sich abspielende, seit dem dreizehnten Jahrhundert sogar auf Osteuropa übergreifende Amalgamierungsprozeß zwischen arisch und mongolisch in der Gegenwart unablässig weiterläuft und in der Zukunft weiterlaufen wird. Man spricht von einer neuen amerikanischen Rasse, man wird einst im analogen Sinne von einem biologischen Prozeß in Rußland sprechen, von einem neuen Russen, dessen Physis und Psyche zusammengeschweißt ist aus den slawischen, germanischen, semitischen, finnischen, türkischen, mongolischen und armenischen Elementen des Reiches. Hier liegt des letzteren Kulturaufgabe und weltgeschichtliche Bedeutung. Ich glaube an sie.

Die ostwestliche Mischung ihres Blutes steht den Kirgisen auf dem Gesicht geschrieben, wenn auch die Lettern dieser Schrift nicht überall dieselben und nicht gleichmäßig verteilt sind. Im allgemeinen will es mir scheinen, als bewahrte das weibliche Geschlecht den mongolischen Charakter reiner und spielte hierin dieselbe Rolle, wie die Turkmenin für den turkestanischen Typ, ich sah abgeplattete Gesichter und Schlitzaugen fast kalmückischen Extrems, schmale Lidspalten bei hohem Nasenrücken, weit auseinanderstehende Augen

bei eingedrückter Nasenwurzel, stark entwickelte und heraustretende Jochbögen, die das Gesicht breit und dick machen und selbst da noch auffallen, wo im übrigen der Schnitt kaukasisch imponiert. Es gibt jedoch auch Abschwächungen des mongolischen Elementes, die von Milieu und Tracht abstrahiert, selbst dem geschulten Anthropologen die Entscheidung über Rasse oder Volkszugehörigkeit erschweren dürften. Unter den Männern begegnet man denselben Abstufungen, nur sind die mongolischen Extreme seltener. Den Leuten selbst kommt die Verschiedenheit des Typs sehr wohl zum Bewußtsein, von meinem Kameljungen, dessen breiter Buddhakopf mir auffiel, sagte mein Führer, „das ist ein echter Kirgise" im Gegensatz zu dem Mischblut seiner eigenen Familie.

Blaue Mongolenflecke habe ich noch bei zweijährigen Kindern beobachtet. Die Statur ist bei den Frauen klein und ebenso oft grazil wie untersetzt, bei den Männern mittelgroß bis groß, meist stämmig, prachtvoll in der Muskulatur und besonders in der Bildung von Hals und Nacken; vereinzelt zeigt sich reichlicher Fettansatz, übrigens auch beim weiblichen Geschlecht, ohne daß er für die Leute besonders auffällt; man sagt von einem Embonpoint wohl „der Mann hat viel Schafe gegessen und viel geritten" – beides gehört zusammen, will man kräftig werden –, steht ihm im übrigen aber gleichgültig, ohne Tadel oder Spott gegenüber. Die Hautfarbe ist hell, oft weiß, das Haar schwarz, der Bart spärlich, der Mund groß, das Gebiß tadellos in Stellung, Vollzähligkeit und Farbe der Zähne. Man sieht, daß extreme Fleischnahrung so wenig wie extreme Pflanzennahrung (Ostasien) oder gemischte Kost (Turkestan, Afrika) an sich die Güte der Zähne bedingt oder

beeinträchtigt, daß auch die Mundpflege nicht ausschlaggebende Bedeutung haben kann, denn dem eifrigen Zahnputzer des dunklen Erdteils steht der Mongole gegenüber, der höchstens, soweit er Muselmann ist, den Mund nach dem Essen flüchtig spült oder die gröbsten Reste mit einem Grashalm entfernt. Sollte die Zusammensetzung der Kost Einfluß haben, so schuldige ich hauptsächlich unser Brot an als schädlich für Zähne und Magen, im übrigen aber darf das Gebiß nur als Teil des gesamten Organismus betrachtet werden und hängt in seiner Konstitution von derjenigen des ganzen Körpers ab. Die Männer rasieren den Kopf, wobei wie im ganzen Orient und im fernen Osten keine Seife verwendet, sondern nur mit Wasser tüchtig gerieben wird, beschneiden den Bart über den Lippen und zupfen die Haare am Kinn, unter den Achseln und sonst am Körper aus. Den Mädchen werden die Ohrläppchen mittels einer silbernen Nadel durchbohrt, die entweder liegen bleibt oder durch einen Seidenfaden ersetzt wird, bis die Wundränder übernarbt sind, und zwar zwischen dem dritten und zwölften Jahre, früher nur dann, wenn die Mutter lange steril gewesen war und keinen weiteren Familienzuwachs erwartete, auf das Kind also ganz besonderen Wert legt und von der Prozedur der Ohrdurchbohrung einen günstigen Einfluß auf dessen Gesundheit und Lebenschancen erhofft. Der Nasenflügel wird nicht durchbohrt.

Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus hohen Stiefeln, eingesteckter Hose, Hemd und Chalat, der im Sommer und in der Kibitke oft fortgelassen, auf der Reise durch einen Schal, bei Männern auch durch silberbeschlagene Ledergürtel in der Taille zusammengehalten wird. Das Frauenhemd ist meist aus geblümtem

Stoff, hat vorn einen langen Schlitz, der die Brust sehen läßt, reicht bis auf die Füße und wird nur bei der Außenarbeit oder bei besonderen Gelegenheiten, Festen, Besuchen durch eine Schärpe fester angezogen. Der Chalat nimmt vielfach schon die Form der tatarischen Beschmete an und zeigt sich nur mehr selten als jenes vortreffliche Kleidungsstück der östlichen Kirgisen, das aus schmalen, von Kamelhaar auf eigenem Webstuhl gewebten Streifen zusammengenäht, unverwüstlich in Farbe und Haltbarkeit die Tüchtigkeit ihrer Frauen verkündet. Ebenso fehlt den Männern meist die helmartige Kappe, die ihren Stammesgenossen östlich des Aralsee ein so kriegerisches Aussehen verleiht, und deren spitze Form so auffallend an die antiken Darstellungen der skythischen Barbaren erinnert; sie begnügen sich mit einer tatarischen Pelzmütze oder gar mit einem bunten Tuchfetzen, der einen Turban vorstellen soll. Nur ganz vereinzelt findet man noch Hüte mit gespaltenem flügelförmigen Rand, Chalate aus aneinandergenähten Schaffellen (früher Pferdefelle) und Lederhosen. Die langen Stiefel mit unmöglich hohen und spitzen Absätzen, die in derselben Form wie vor Jahrhunderten noch heute auf den östlichen Bazaren verkauft werden, sind hier im Westen selten geworden. Die Mädchen winden sich ein schalartig zusammengelegtes rotes Tuch um den Kopf, die Frauen ein langes weißes, das vom Hinterkopf über die Ohren nach unten geführt, die vordere Halspartie deckt und das Gesicht so umrahmt. Außerdem gibt es feste genähte Kappen, die dem Kopfrund glatt anliegen, sich hinten in ein breites Nackentuch und vorn in ein schmales unter dem Kinn verlaufendes Halsband fortsetzen. Sie sind selten, ich sah sie nur zweimal, und man sagte mir,

daß sie die ältere Form der Kopfbedeckung darstelle und einer in bezug auf das Verbot, die Haare sehen zu lassen, strengeren Zeit entstamme. Ihre Priorität dürfte nicht zu bestreiten sein, denn wenn man die Stiche alter Schriftsteller durchsieht, findet man ähnliche Kappen auf den Abbildungen kirgisischer Frauen, so bei Pallas. Aber die Ähnlichkeit beschränkt sich auf die straffe, anliegende Anpassung an die Kopfform, tatsächlich handelt es sich auch nur um ein umgelegtes Tuch und keine feste Kappe. Woher diese letztere stammt, kann ich nicht sagen, sie gibt dem Gesicht etwas Nonnenhaftes und war in den beiden Fällen, in denen ich sie bei jungen hübschen Frauen antraf, außerordentlich kleidsam. Das Haar sieht man hier nicht, sonst hängt es in zwei Zöpfen herunter, die meist durch münzenverzierte Lederschnüre verlängert werden.

Die Schilderungen von Kirgisen sind sich einig über deren große Unsauberkeit, und mit Recht, wenn man diesen Begriff in unserem Sinne faßt. Ich kann nicht ohne Schaudern an alle unhygienischen und unappetitlichen Situationen zurückdenken, in die ich gekommen bin, und an alle die Zukunftsmöglichkeiten, die sich aus dem Eindringen europäischer Infektionskeime in die Kibitke des Nomaden ergeben. Aber man darf nicht ungerecht sein. Gasthaus- und Barbierstubenhygiene ist auch bei uns recht jungen Datums, und Backstuben und Küchen vertragen nicht immer einen kritischen Blick. Sauberkeit ist ein relativer Begriff, und schließlich

Wenn einer deit, was hei deit,
dann kann hei nich mihr daun as hei deit.

Die Kirgisen tun wohl, was sie können, mag der Erfolg auch manchmal ausbleiben oder einer gewissen Komik nicht entbehren. Die Körperpflege findet ihre

Grenzen in dem Zuviel an Sand, dem Zuwenig an Wasser und den Eigentümlichkeiten des Nomadenlebens, wird aber durchaus nicht immer vernachlässigt. Dafür sorgt schon die Vorschrift des Islam. Mancher badet, wenn er an den Strand kommt, alle halten sich Hände und Füße rein, die Depilationssitte wirkt vorbeugend. Als ich einmal einem kleinen Jungen ein Taschenmesser schenkte und aufpaßte, was er wohl damit anfangen würde, sah ich als ersten Griff, daß er sich die Nägel reinigte, dann fing er an Holz zu schnitzeln. Immerhin bezeichnend für die Erwachsenen, die der Junge doch nur kopierte. Wenn die Alten ihre Kinder tätscheln und putzen, ihnen die Haare und die Achselhöhlen absuchen, wischen sie auch die Sekrete aus Augen, Nase und Mund; werfen sie dann den Schleim auf den Boden der Kibitke oder spucken sie aus – eine Lieblingsbeschäftigung, in der sie Russen, Spaniern, Südfranzosen und Italienern Konkurrenz machen – so häufeln sie sorgsam eine kleine Menge Sand darüber. Wer backt, schlachtet, das fertige Fleisch zuschneidet und verteilt, wäscht sich die Hände wie jedermann vor und nach dem Essen. Daß die gute Wirkung dieser Spülung durch das nachfolgende Abtrocknen wieder aufgehoben wird, ahnt niemand, und doch ist dieses Abtrocknen – wobei nebenbei erzählt sei, daß das Abschlagen der letzten Tropfen nach dem Waschen durch Schütteln der Hände als unanständig und verletzend für den Wirt gilt – eine der härtesten Proben, auf die der Europäer gestellt werden kann. Man mag sich das Schlimmste vorstellen, was man sich nur ausmalen kann davon, wie das Handtuch aussieht, woher es geholt wird, wozu es gebraucht wird, wie viele und wie lange sie es brauchen, es ist nur die halbe Wirklichkeit.

Der gute Wille muß uns entschädigen; er ist auch sonst in den Tischsitten vorhanden, mit demselben Erfolg, daß hierher gehört, wer das Gruseln lernen will. Die Teetassen werden nach dem Gebrauch in den Resten des Inhalts gespült und in jenem Allerweltstuch abgetrocknet, vor dem Gebrauch abgeleckt und gewischt und auf ein Tuch gestellt, das auf der Erde ausgebreitet, gleichzeitig Tisch, Tischtuch und Speisekammer vorstellt. Die Zuckerreste – und deren sind viele, denn es ist sicher, daß kein Kirgise, Erwachsener oder Kind, das erste Stück Zucker oder Brot nimmt, er nimmt sie erstmal der Reihe nach in die Hand, dreht jedes ein paarmal um und bricht oder beißt sich von einem etwas ab – und in der Nähe der Küste die Brotreste werden nämlich nach dem Essen darin eingeknotet und bis zur nächsten Mahlzeit aufbewahrt. Das Tuch kann in den primitiven Raumverhältnissen nicht so sauber bleiben, wie in unseren Wäscheschränken, aber dafür kann der Kirgise nichts. Er ahnt auch nicht, daß beim Reinigen der Tassen und Schalen die Appetitlichkeit unter der Sparsamkeit leidet. „Nichts verschwenden" ist hier Axiom, man hüte sich, Milchreste abzuspülen, solange der Finger noch etwas erwischen kann, oder den Kumysschlauch abzubinden, ehe nicht die Lippen den letzten kostbaren Tropfen gerettet haben, und man wird sich nach Tisch nicht die Hände waschen, ehe nicht nach Menschenmöglichkeit versucht ist, das anhaftende Fett in die Stiefel und Schuhe einzureiben und so einer nützlichen Bestimmung zuzuführen.

Die Verunreinigung durch Sand wird man beurteilen können, wenn man den durchlässigen Gitterbau der Kibitke bedenkt. Wind gibt's auf der Steppe immer, manchmal erhebt er sich zu Wirbelstürmen, die

mit unmittelbarer Vehemenz hereinbrechen, alles läuft im Aul aufgeregt umher, Stricke werden über die Kibitken geworfen, mit Steinen beschwert und festgeschnürt. Drinnen gießt man ringsum entlang der Wand Wasser auf den Boden, um den Staub zu binden, der zu dicken Wolken geballt oder zu Sandhosen aufgetürmt hineingefegt wird. Und was ist in diesem Staub enthalten, der von der niedergetretenen Umgebung des Auls stammt! An den Gittern finden die Kamele, Schafe und Hunde willkommene Ecken zum Scheuern und laden ihren Schmutz ab, der durchs Gitter in die Kibitke fällt. Alle festen und flüssigen Ausscheidungen von Tier und Mensch, alle Reste steuern bei. Das Nomadentum kennt keine Aborte und keine Abfallgruben, es muß sich im Gegenteil allen Kot von Pferden, Ziegen und Kamelen sorgfältig aufheben, um seine Feuer zu speisen, sein Teewasser und sein Fleisch zu kochen. Man sieht, es wäre nicht leicht, Polizeivorschriften für die Steppe zu erlassen. Daß mit einem wegwerfenden Urteil, mit dem achselzuckenden Vorwurf der Indolenz hier das Richtige nicht zu treffen ist, beweist folgende Geschichte: „Es lebten ein Mulla und eine Witwe. Der Mulla ging so oft er konnte zur Witwe, um bei ihr zu essen. Den Leuten fiel das natürlich bald auf, und sie fragten ihn, warum er es täte. Er antwortete ihnen nicht, man tuschelte, lachte und konstruierte sich als den natürlichsten Grund ein Liebesverhältnis zwischen beiden; trotzdem sagte er nichts. In Wirklichkeit ging er hin, weil es bei niemandem so sauber war, wie bei der Witwe; die Holzschalen und die Teetassen blitzten vor Reinlichkeit, und das Essen schmeckte wie nirgends. So ging es eine Zeitlang. Mit einem Male blieb der Mulla fort, die Witwe

fragte sich vergebens, womit sie ihn beleidigt haben könnte, und war ganz traurig. Umsonst, der Mulla kam nicht wieder. Eines Tages traf sie ihn und fragte ihn auf den Kopf, warum er nicht mehr zu ihr käme. Der wollte erst nicht mit der Sprache heraus, endlich sagte er ihr, daß er früher so oft bei ihr gegessen habe, weil alles in der Kibitke so sauber und die Schüsseln so appetitlich gewesen sein, daß seit einiger Zeit aber sich das geändert hätte, die Schüsseln schmutzig wären, und er aus diesem Grunde nicht wiedergekommen sei. Ja, fragte die Frau, ob er nicht wüßte, welches großes Unglück sie getroffen hätte. Nein, das wußte er nicht. „Ja, meine beiden Hunde sind doch eingegangen, die früher immer so schön meine Schüsseln ausgeleckt haben, daß ich sie gar nicht zu reinigen brauchte!" –

Von anderen Charaktereigenschaften der Kirgisen möchte ich nicht sprechen. Ich habe nicht Jahre unter ihnen gelebt und nur durch Dolmetscher mit ihnen verkehrt, Beobachtungen aber und Einzelerfahrungen berechtigen nicht zu einem Urteil. Die zukünftige Geschichte der Völkerpsychologie wird wahrscheinlich als klassisches Beispiel voreiliger ethnologischer Urteile die krassen, fast humorvollen Widersprüche in den Anschauungen unserer Zeit über die japanische Seele registrieren, ich möchte ihr keine weitere Kasuistik durch eine allgemeine Einschätzung des kirgisischen Charakters in die Hand geben. Wenn ich nur einige Worte über Selbsterlebtes wagen darf, so brauche ich die Gastfreundschaft als eine allzu bekannte Nomadentugend nicht weiter zu rühmen, auf ihre Formen komme ich an anderer Stelle zu sprechen. Ich kann aber erwähnen, daß ich kein Stück meines Reisegepäcks eingebüßt habe, nie angebettelt, nie unfreundlich angesehen

worden bin. Wenn das in einzelstehenden Aulen leichte Verhandeln über Ankauf ethnographischer Gegenstände schwer und schließlich durch lächerliche Forderungen unmöglich wurde, sobald man in einen fruchtbareren Bezirk kam, in dem zahlreiche Aule in Sichtweite einander folgten, die Leute des einen uns zu den anderen begleiteten, um bei dem obligaten Schafessen zu nassauern, und sich ad hoc durch Aufhetzen und Preissteigerungen lieb Kind machten, so nehme ich ihnen das nicht übel. Es war unangenehm, aber es wäre bei uns nicht anders. Einmal fragte mich der Führer, ob ich gar keine Angst hätte. „Warum," antwortete ich, „ich bin doch unter Kirgisen." „Ja, die Russen haben immer Gewehre und Revolver bei sich, wenn sie zu uns kommen, und Sie haben nichts dergleichen." Nun, ich glaube, man ist in Deutschland nicht so sicher, wie bei den Kirgisen in Mangyschlak. Die alttraditionelle Gastfreundschaft und das russische Regiment tun sich zusammen, um in dem allgemeinen Landfrieden auch den Schutz des Fremden zu gewährleisten. Es kommt vor, daß man bei der Ankunft in einem Aul mißtrauischen Blicken begegnet und mit einer gewissen unbehaglichen forschenden Umständlichkeit nach Zweck und Ziel der Reise gefragt wird. Der Grund liegt abgesehen von einer leicht begreiflichen Neugierde in der stillen Furcht vor den russischen Behörden, in der Besorgnis, man könne von diesen abgeschickt sein, um zu spionieren, oder irgend sonst etwas von ihnen zu wollen. Waren sie über diesen Punkt beruhigt, so schwand die Wolke von ihrem Gesicht, um einer offenen und herzlichen Heiterkeit Platz zu machen die der Grundzug ihres Charakters zu sein scheint. Die meisten Urteile über ihn lauten in dieser Beziehung

übereinstimmend, und ich pflichte ihnen auch dort bei, wo sie seine Neigung zu derben Späßen, zu Witzen und Neckereien als Ausfluß harmlosen Frohsinns betonen.

Die Wirtschaftsform der Kirgisen ist auch auf Mangyschlak das viehzüchtende Nomadentum. Ackerbau wird nur in ganz beschränktem Umfange und nur von Armen betrieben, er gilt nicht als standesgemäße Beschäftigung. Nach Osten nimmt der Ackerbau der Kirgisen zu, wie aus den Berichten Radloffs und Schwarz' hervorgeht, obwohl er auch dorthin einst durch turkestanisch-iranische Völker gebracht worden ist. Was Mangyschlak davon zeigt, ist mehr als dürftig und bringt knapp so viel, um die Milch durch etwas Grützezusatz nahrhafter zu machen. Bekommt man – bei Wohlhabenden und in der Nähe der Küste – Brot vorgesetzt, so ist Korn oder Mehl sicherlich in Alexanderfort gekauft oder von Chiwa bezogen, wohin zu diesem Zweck von den einzelnen Aulen Vertreter geschickt werden, die sich zu größeren Karawanen vereinigen.

Eine ebenso untergeordnete Rolle spielt die Jagd, die sich zum Teil auf die den Herden gefährlichen Tiere, namentlich Wölfe, richtet, zum Teil als Sport geübt wird, wie bei uns. Füchsen und Wölfen stellt man Fallen aus lose aufgeschichteten Steinen, kleine Kämmerchen, in die ein Köder gelegt wird, und die durch einen herabfallenden Stein abgesperrt werden, sobald das Tier an den Köder kommt. Man lockt das Wild durch Nachahmen von Tierstimmen herbei, z. B. Füchse, indem man mit einem Stück Papier oder etwas Ähnlichem über ein gespanntes Pferdehaar streicht, wodurch das Zirpen einer Maus imitiert wird. Füchse und Hasen werden mit Hunden gehetzt, Hasen und Vögel aller Art mit Jagdfalken gejagt, die ganz jung

eingefangen, in der Kibitke mit Fleisch, lebenden Springmäusen usw. gut gefüttert und an den Menschen gewöhnt, dann allmählich zur Jagd abgerichtet sind. Den Kopf deckt die bekannte lederne Kappe, die erst kurz vor dem Auffliegen in Sicht des Wildes abgenommen wird. Vereinzelt jagt der Kirgise auch mit der Büchse und stellt Tauben, Adlern, Wasservögeln aller Art und wilden Ziegen nach, letzteren zuweilen mit der List, sich einen Fellmantel umzuhängen, damit er sich unbemerkt dicht heranpürschen kann.

Daß die lustigen, schwatzhaften und spaßliebenden Kirgisen auch in Jägerlatein machen, ist selbstverständlich; auch so etwas wie Jägersprache haben sie, doch gelang es mir nur sehr wenig darüber zu erfahren. Hat jemand einen Wolf getroffen, so sagt er wohl „ich habe einen schlechten Mund gesehen", einen Hasen im Lager soll man „einen starken Mund" nennen.

Im Zusammenhang mit der Jagd, wenn auch strenggenommen nicht dazugehörig, seien die „Waffen" des Hirten erwähnt, eine Schleuder aus Wolle, mit der Steine geworfen werden, und ein langer, wollener Strick, den sie ein paarmal im Kreise um den Kopf wirbeln und dann kräftig peitschenartig zur Seite schnellen, wobei ein pistolenschußartig lauter scharfer Knall entsteht, der die Wölfe verscheuchen soll.

Die wesentliche Beschäftigung und die eigentliche Erwerbsquelle ist die Viehzucht, die Herden sind der Kirgisen Kapital und Rente, Stolz, Freude, Glück und – Unglück. Auch ihr Unglück, denn die einseitige Ausschließlichkeit der Viehwirtschaft setzt gewissermaßen alles auf eine Karte und bringt die gesamte Existenz in eine unberechenbare Abhängigkeit vom Zufall. Seuchen, Futtermangel, Kälte dezimieren die Herden; eine

Fürsorge für die schlechten Jahreszeiten oder für unerwartete Notfälle gibt es nicht, alles, was ich in dieser Beziehung erfahren konnte, war, daß die Turkmenen vereinzelt Kamel- und Pferdemist als Heizvorräte für den Winter aufstapeln, wie ich es bei den Kirgisen am Syr-Daja einige Jahre früher selbst gesehen hatte. Futter für das Vieh wird nicht angesammelt, und so kommt es mitunter zu bedeutenden, ja zu Totalverlusten an Vieh und damit zu einer vollständigen Verarmung, die doppelt wirkt, weil sie so plötzlich eintritt. Haben die Betreffenden wohlhabende Verwandte, so leihen ihnen diese einige Tiere, und sie kommen dann allmählich wieder hoch, im anderen Falle müssen sie sich als Arbeiter verdingen und das Geld zum Ankauf von Vieh verdienen, das den Grundstock zum neuen Wohlstand bilden soll. Vieh und Wohlstand ist eins, das verdiente Geld zu etwas anderem als zum Ankauf von Vieh zu verwenden, ist keine Kirgisenart, die Herde liefert den Lebensunterhalt, sie füllt aber auch das innere Leben der Leute zum größten Teil aus, sie bringt dem Manne sein Kraftgefühl und seine Sicherheit, trägt ihm Ansehen und Einfluß zu, *sie macht den Mann*. Jeder ist deshalb darauf aus, dieses Kapital, das nicht nur seine sachliche Kaufkraft besitzt, sondern auch voller imponderabiler, sozialer Werte steckt, ständig zu erhöhen. Soweit freilich, wie in einigen Teilen Afrikas, wo man eher hungert, als ein Stück gesundes Vieh schlachtet, geht diese Wirtschaftsform der „Thesaurierung" hier nicht, immerhin schont der fleischhungrige Kirgise seine Herde dadurch, daß er krankes und selbst gefallenes Vieh nicht umkommen läßt. Einige Male leugnete man zwar, krepierte Tiere zu essen, und wollte nur zugeben, daß kranke kurz vor dem

Verenden getötet würden und dann allerdings in den Kochkessel wanderten, aber es scheint sicher, daß auch jene nicht verschmäht werden. Wenn nötig, gibt man auch gesunde Tiere hin, und namentlich kennt die Gastfreundschaft keine Einschränkung durch einen Herdengeiz, „Schafschlachten" ist ihr erstes Gebot, sobald ein Fremder zu Gaste kommt.

Das Prinzip der Thesaurierung wirkt also heute noch auf Mangyschlak. Turkmenen drückten es so aus: „Der Reiche bezahlt lieber mit Geld als mit Vieh, der Gläubiger nimmt lieber Vieh als Geld, bekommt jemand Geld, so sucht er sich sofort Vieh dafür einzuhandeln." Das Gold, nach dem wir drängen und an dem wir hängen, ist hier das Vieh. Heute noch. Noch wandert der Silberrubel lieber in die Haarflechte der Frau, statt in die Truhe, in den Schmelztiegel des fahrenden Juweliers, der Ringe, Gürtel, Spindeln aus ihnen fertigt, statt in die Lederbörse des Mannes. Doch die Wandlung naht auf diesem Gebiete, wie auf allen anderen des kirgisischen Volkslebens. Die Kibitkensteuer nötigt zum Sparen, und neuerdings hebt sich die Exportkonjunktur der Steppe durch die industrielle Entwicklung des Kaspi so sehr, daß die ins Land strömenden Barsummen den Anfang einer neuen Geldwirtschaft bedingen müssen, mag auch vorderhand noch der größere Teil des Verdienstes wieder in Vieh angelegt werden.

Ich sprach vorhin von den Zufälligkeiten, denen die Viehzucht in der Steppe ausgesetzt ist. An Krankheiten wurde mir namentlich die Lungenentzündung bei Pferden, Kamelen und Schafen genannt, man wendet hier u. a. den Aderlaß an, indem man unter dem Auge, bei Pferden außerdem auch am Gaumen und am Ohr

Einschnitte mittels eines Messers macht. Eine andere Hauptschwierigkeit des Wirtschaftslebens ist der Wassermangel und die Abhängigkeit von dem wechselnden Gehalt der künstlichen Brunnen, die nach Regenfällen reichliches und schmackhaftes, nach längeren Zeiten der Dürre wenig Wasser von trübem Aussehen und bitterem Geschmack führen. Sie werden durch Aufhacken des weichen Steins ausgeschachtet, mit einem Durchmesser von einhalb bis dreiviertel Metern in eine Tiefe von acht, zehn und mehr Metern vorgetrieben und füllen sich zeitweilig so, daß der Spiegel zwei bis drei Meter über der Sohle steht. Für die Platzwahl scheinen irgend zuverlässige Kenntnisse der Bodenbeschaffenheit nicht maßgebend zu sein, wenn man sich auch dem Rat der Alten fügt, man gräbt auf gut Glück und hat ebensooft Mißerfolg wie Erfolg. Die Brunnen werden nach Möglichkeit durch Decksteine gegen Verunreinigungen geschützt, trotzdem bleiben solche natürlich nicht aus, und man pflegt daher etwa alle drei Monate die Schächte auszuräumen, was aber nicht so gemeint ist, daß diese Zeiten regelmäßige sind und von besonders dazu bestimmten Leuten innegehalten werden, sondern nur sagen will, daß in derartigen Zwischenräumen etwa die jeweilig an dem Brunnen lagernden Aule das Wasser zu stark verunreinigt finden, um es gebrauchen zu können, und daher sich der erforderlichen Arbeit unterziehen müssen. Die Reinigung findet so statt, daß ein Mann in den Brunnenschacht hinuntersteigt, das etwa ein bis zwei Fäuste große Zugangsloch mit einem Tuch verstopft, und nachdem das Wasser mit Eimern ausgeschöpft ist, den Boden von seinem Schmutz, Lehm Sand usw. säubert. Das Tuch wird dann entfernt, und der Brunnen füllt sich wieder.

Die Eimer bestehen – wie bei anderen Nomaden, z. B. den Beduinen – aus einem beutelartig zusammengerafften Stück Schaffell, dessen Rand durch eine dicke darangebundene Wollschnur verstärkt ist. Diese Wollschnur läuft durch vier Durchbohrungen in den Enden zweier kreuzweis übereinandergelegter Holzstäbe, die den Beutelrand auseinanderspreizen und im Kreuzungspunkt fest miteinander verschnürt sind. An letzterem ist zugleich ein kurzer, dicker Stock als Handgriff befestigt, dessen anderes Ende mit dem mehr oder weniger langen Tau verbunden ist, an dem der Eimer heruntergelassen wird. Auch dieses Tau ist aus Wolle. In den meisten Fällen stellen sich die Hirten, Mädchen oder wer sonst die Tränke versorgt, breitbeinig über die Brunnenöffnung, lassen den Beutel an dem Tau herunter, ziehen den gefüllten hoch und fassen dann den Holzgriff, um den Beutel bequemer in den danebenstehenden Trog ausschütten zu können. In der näheren Umgebung von Fort sieht man über manchen tieferen Brunnen ein schräges Gestell aus zwei in einer Steinpackung versicherten Balken oder einen am oberen Ende gabelförmig ausgeschnittenen Pfosten mit einem zentriert aufgehängten Rade, über dessen eingerillte Peripherie die Eimerschnur läuft. Das freie Ende der letzteren ist am Sattel eines Reiters befestigt; um den gefüllten Eimer im Brunnenschacht hochzuziehen, reitet er im Trabe vom Brunnen weg, hält dann einen Augenblick, bis das Wasser ausgegossen ist und kehrt nun langsam im Schritt zurück, um der in den Schacht zurückgleitenden Schnur mit Eimer zu folgen. Der Transport des Wassers zum Aul ist Frauen- und Kinderarbeit und geschieht in kleinen Fäßchen, die man ans Pferd bindet oder an einem um die Stirn laufenden Gurt auf dem Rücken trägt.

Die Dürre der Steppe und die Abhängigkeit von den Brunnen sind der Grund der Nomadenwirtschaft. Die Herde kann nicht länger auf einem Platze bleiben, als sie Gras und Wasser findet; genügt beides nicht mehr, so muß der Viehzüchter weiterziehen. Innerhalb eines gewissen Bezirkes herrscht dabei völlige Freiheit, jeder kann ziehen, wohin er will und am Brunnen mahlt, d. h. tränkt zuerst, wer zuerst kommt, abgegrenzte Weideplätze gibt es nicht. Das ganze gewaltige Steppengebiet geographisch genommen, gibt es jedoch Grenzen. Die Kirgisen von Mangyschlak nomadisieren von Uralsk im Norden bis Kraßnowodsk im Süden, vom Ostufer des Kaspi bis zum Westufer des Aral oder von Fort bis Chiwa und überschreiten die letztere Linie nicht. Von der Turgai-Steppe, die jenseits beginnt und ihre eigenen Familienverbände zwischen Orenburg, Turgai und Amu-Darja wandern sieht, weiß man nur Unbestimmtes, hat die Masse überhaupt nichts gesehen oder gehört.

Gegenstand der kirgisischen Viehzucht sind Schafe, Ziegen, Pferde und Kamele. Rinder habe ich auf Mangyschlak so wenig gesehen, wie Esel, die bei den südlichen Turkmenen überall angetroffen werden und nur vereinzelt – wohl auf dem Umwege über die Turkmenen – so weit nach Norden kommen, um hier und da den Hirtenknaben als Reittier zu dienen. Im Hause hält man sich Hunde zum Schutz des Auls und der Herde – aber bei weitem nicht in dem Umfange wie es die Beduinen tun –, Katzen als Mittel gegen Mäuse und Jagdfalken, von denen schon die Rede war. Allen voran an Wichtigkeit steht das Schaf, der wahre Lebensnerv des Kirgisenvolkes, das tatsächlich sich und sein alles hergeben muß für seinen Herrn. Es liefert ihm

Fleisch und Milch zur Nahrung, Mist zur Heizung, Felle zu Kleidung und Hausrat, Knochen zu Gerät, Spiezeug und Amulett, Wolle zu Filzdecken, Schnüren, Gurten, sein Magen wird zum Wasser- und Milchtopf, kurz, es gibt nichts an ihm, was der Mensch nicht nützt, und nichts, was dieser an seine Stelle setzen könnte.

Die Schafe werden allein oder mit Ziegen zusammen in großen Herden geweidet, die oft verschiedenen Besitzern gehören, und deren Tiere meist durch Eigentumsmarken gekennzeichnet sind. Die Kirgisen haben durch die Anpassung an ihre Umgebung und an ihre Wirtschaftsform ein vorzügliches Auge bekommen und erkennen ihre Tiere, namentlich Pferde und Kamele auch ohne Marken, am Strande von Busatschi zogen häufig Gruppen von Kamelen entlang, die für Monate ohne Aufsicht gelassen und wie man mir sagte, jederzeit von ihren Besitzern wiedererkannt werden, meist aber sichert man sich doch durch die genannten Eigentumszeichen. Schafen werden zu diesem Zweck dreieckige Stücke aus den Ohrlappen geschnitten, Pferden die Ohren in verschiedenen Formen, die nach den Aulen wechseln, bajonettartig ausgezackt, Kamelen auf Backe oder Bein ring- oder bogenförmige Linien eingebrannt.

Die Hirten sind meist Knaben, lustige, hübsche Jungen, die außer ihrem zerlumpten kurzen Rock und den zerrissenen Fellsandalen höchstens noch ein Täschchen für den Koran, eine aus Rohr geschnittene Flöte oder eine aus Ton geknetete Okarina und den unentbehrlichen Stock ihr eigen nennen, der zugleich Waffe, Kalender und Quittungsbuch ist, da sie sich die Zahl ihrer Diensttage darin einkerben. Mehr als einmal

gaben sie mir ein malerisches und stimmungsvolles Bild, wenn sie in wild zerklüfteten Schluchten ihre Herden weideten und den weltfernen Frieden ihrer glücklichen Einsamkeit durch die rührenden Weisen vertieften, die das Erbgut aller Hirten der Welt zu sein scheinen, und denen das Herz in seinen Feierstunden so selten zu widerstehen vermag. Ein- oder zweimal am Tage treiben sie die Herde zum Aul, damit die Frauen und Mädchen die Tiere melken können. Das geschieht bei den Schafen und Ziegen zum Teil so, daß man die Tiere aus der Herde herausgreift, was ein lustiges Haschen und Jagen abgibt, und am Kopf festhält, meist so, daß man sie an Seile anschnürt, die hinter den Kibitken im Boden festgepflockt und straff gespannt sind. Sie stehen dann in doppelten Reihen mit den Köpfen sich zugewendet, während die Frauen außen herumgehen und Tier für Tier, hinter ihm kauernd, melken. An ebensolche Seile bindet man die jungen Tiere, damit sie den alten nicht auf die Weide nachlaufen und deren Milch nehmen; sie protestieren natürlich gegen die Einschränkung ihrer Kindesliebe und ihrer Freiheit und erheben ein klägliches Geschrei, das sich beim Kamel zu rauhen, abwechslungslos gleichgestimmten Jammertönen steigert, die wie ungeschmierte Türen oder Wagenachsen klingen und ohrzerreißend über die Steppe hallen.

Dem gleichen Zweck dient eine Art Maulkorb, der das Saugen der Kamelfüllen verhindert, ein Fenster aus vier sich kreuzenden spitzen Holzstäben, in das der Vorderkopf geklemmt wird.

Für die größeren Schaf- und Ziegenherden genügen jene Schnürseile im Aul nicht, um die Lämmer und Ziegen von den Muttertieren getrennt zu halten

und damit eine ausreichende Milchwirtschaft zu sichern, man teilt die Herden, treibt sie getrennt auf die Weide und läßt sie erst abends zusammen, nachdem das Melken beendet ist. Dieses Zusammentreffen begleiten weithin schallende stürmische Äußerungen freudiger Begrüßung, deren Innigkeit von geradezu rührender Wirkung sein kann. In allen Tonlagen und allen Temperamenten mäht und meckert sich das entgegen im erlösenden Austausch zurückgedämmter Empfindungen. Aus weiter Entfernung schon erkennen sich Mutter und Kind, rufen, fragen, antworten, laufen, was die Beinchen nur können, schnurgerade aufeinander los, treffen sich in seliger Freude und jauchzen in kurzen beglückten Schreien auf, die Mutter stellt sich zurecht und erfüllt mit der ganzen Wonne natürlicher Lust das Stillgeschäft, leiser und seltener wird das Aufschreien, bis es in dem weiten Abendfrieden verklingt. Nun zieht die gesammelte Herde befriedigt und geruhsam in die Steppe dem orangenen Farbenbande entgegen, mit dem die letzten Sonnenlichter den bläulichen Dunstschleier verschwimmender Hügelkuppen umspielen.

Beim Melken der Kamele stellen sich die Frauen seitlich, während gleichzeitig von der anderen Seite her das Junge sich selbständig an dem Geschäft beteiligt; die Pferdestuten werden dazu mittels einer Schlinge eingefangen, die an einem langen Stocke befestigt ist und während des Melkens liegen bleibt, das Füllen wird indes von einem Manne festgehalten, und das Melken selbst von einer seitlich knienden Frau besorgt. Ältere Tiere stehen von selbst ruhig, solange der Stock über ihrem Rücken liegt, junge sind unruhig und müssen gehalten werden. Krepiert das Füllen, so verliert die

Pferdestute sofort ihre Milch, während das Kamel meist noch einige Zeit, ein bis zwei Monate lang, Milch gibt; man versucht diese Zeit zu verlängern, indem man den Geruchssinn der Mutter benutzt, um sie über den Tod des Kindes zu täuschen, ihr dessen ausgestopfte Haut vorsetzt oder diese Haut einem lebenden fremden Füllen überlegt. Es soll dann noch bis zu sechs Monaten Laktation erreicht werden, etwa ein Drittel der normalen, auf sechzehn Monate angegebenen Zeit. Die Pferde geben je nach dem Ausfall des Graswuchses zwei bis fünf Monate Milch, trotz sechs- bis zehnmaligen Melkens aber quantitativ wenig, nur etwa den vierten Teil der von einer Kuh gelieferten Menge. Der erste Kumys im Jahre gibt zu ausgiebigen Gastereien Anlaß, die vor allem dem geliebten Nationalgetränk gelten, nebenbei aber durch das reizvolle Schauspiel gewürzt werden, das den pferdefrohen Kirgisen das erstmalige Einfangen der wilden Füllen bereitet.

Milch ist neben Fleisch die Hauptnahrung der Kirgisen und wird wie gesagt von allen der vier hier in Betracht kommenden Tiere gewonnen, von Schaf, Ziege, Kamel und Pferd. Schaf- und Ziegenmilch wird entweder frisch – mit und ohne Grützezusatz – getrunken oder zu einer Art Brei eingekocht oder zu Käse verarbeitet. Der Brei entspricht dem jetzt bei uns eingeführten bulgarischen Joghurt, dessen Ferment die Gärungen im Darm herabsetzen, dadurch die Gesundheit fördern und „das Leben verlängern" soll, und der unter demselben Namen den Turkmenen bekannt ist; hier bei den Kirgisen heißt er „airan", seine Saison ist der Frühling bis zum ersten Kumys.

Käse wird in verschiedenen Arten bereitet, als gelbe oder weiße harte Masse, die in Fett getaucht zum Tee

genossen namentlich im Winter beliebt ist und daher einen Teil des für die kalte Jahreszeit aufgespeicherten Vorrats ausmacht.

Kamelmilch wird frisch, d. h. einige Stunden nach dem Melken und daher schon leicht säuerlich getrunken oder dem Kumys zugegossen oder selbst wie dieser behandelt, d. h. geschlagen. In der ersten Fassung ist sie mir das schmackhafteste und absolut delikateste Milchgetränk, das ich überhaupt kenne, sie war es auch in den Augen der Eingeborenen, die es dem Gaste als eine besondere Finesse vorsetzten, wie wir den unserigen etwa einen Schloßabzug.

Pferdemilch wird in der bekannten Form des Kumys getrunken, und zwar nur im Sommer, zwischen Mai und August, in schlechten Jahren, in denen die Milch knapp ist und für die Füllen reserviert bleiben muß, nur zwei Monate lang, im Juni und Juli. Man gießt sie frisch in einen aus der ganzen Haut eines Schafes gefertigten Schlauch und schlägt sie mit einem Holzstößel, einem Stock, der ein wenig länger ist, als der Schlauch und am unteren Ende ein quer angesetztes Kreuz aus schmalen Brettchen trägt. Der Schlauch wird alle acht Tage gereinigt, d. h. einfach ausgegossen, und damit aus seinem untersten Abschnitt, der tiefer liegt als die Vorderbeine alias Ausflußöffnung, die trotz alles Schlagens abgesetzte alte Milch entfernt. An den Wänden und in den nie gereinigten Holzschüsseln bleibt noch genug zurück, um die Fermentierung des neuen Kumys zu sichern.

Beteiligen sich an der Milchlieferung sämtliche Tiere der kirgisischen Viehwirtschaft, so gibt es auch für den anderen Faktor der Nomadennahrung, das Fleisch, keine Ausnahme. Allerdings schätzt man junge Schafe

am höchsten und mit Recht, denn es kann kein zarteres Fleisch geben, als das nach kirgisischer Art gekochte frischgeschlachteter Lämmer. Die Schlachtmethode ist das Schächten; das Tier wird gefesselt auf ein Fell, eine Decke oder sonst eine Unterlage in der Kibitke geworfen, durch einen raschen, tiefen Halsschnitt getötet und möglichst entblutet. Bis vor etwa dreißig Jahren soll man das letzte hierbei ausfließende dunkle Blut besonders aufgefangen und gebraten gegessen haben, jetzt tut man es als den Koranvorschriften zuwider nicht mehr. Nun wird das Fell abgezogen und der Körper zerschnitten, wobei die Knochen nicht gehackt, sondern nur in den Gelenken getrennt werden dürfen. Hierbei nimmt man gleich die erste Verteilung der Portionen vor, Herz, Nieren und Därme kommen an die Kinder, die Schenkel in die Schüssel der Gäste, das Brustbein soll für den Bräutigam reserviert bleiben. Das Kochen besorgen die Frauen, bei Reichen die Diener und deren Frauen. Von erlegtem Wild wird nur gegessen, was lebende Tiere frißt, die von Falken gejagten Vögel nur dann, wenn sie noch leben.

Wie schon angedeutet, ist es nicht bloß des Küchenzettels wegen, dem sie Milch und Fleisch liefern, daß die Herden gehalten werden; ihr wirtschaftlicher Nutzen ist wesentlich vielseitiger. Die Pferde werden außer zur Zucht als Reittiere, die Kamele als Lasttiere benutzt. Der Zeitpunkt der Kastration ist für Pferde das dritte Jahr, je nach der Güte der Füllen werden mehr oder weniger zum Wallach bestimmt, im Durchschnitt etwa 10 Proz. der Herde. Das Zureiten beginnt im zweiten Jahre. Das Sattelzeug besteht aus einer kleinen viereckigen Filzunterlage für das Kreuz, einer größeren Filzdecke, die manchmal das ganze Tier

verhüllt wie die Festbehänge unserer mittelalterlichen Turnierpferde, dem Sattel und einem Lederpolster, das durch den Bauchgurt festgeschnürt ist. Der Sattel ist aus Holz, meist mit Kerbschnitt verziert, bei älteren Exemplaren mit Knochen eingelegt, bei den für kleine Kinder bestimmten vorn und hinten mit einem hohen, hübsch geschnitzten Aufsatzbrett versehen, an dem sich die jungen Reiter festhalten können. Seitlich hängt an einem über den Sattel laufenden Riemen je ein rechteckiges Schutzleder, das mit gepunzten Ornamenten dekoriert ist. Die Steigbügel, deren Riemen durch einen Schlitz im Sattel gezogen und ziemlich kurz geschnallt sind, zeigen meist die turkestanische Form, bei der die Schenkel nach unten über die Fußplatte hinausragen; sie sollen früher geschlossen gewesen sein – womit wohl der arabische Typ gemeint ist – und auf dem Marsche dann als Kochgefäß gedient haben. Sie, wie die Gurtschnallen und Ringe am Kopfzeug, die früher ganz groß waren, um für den Notfall als Ersatzteil der Trense dienen zu können, sind zuweilen in Ziseliertechnik verziert. Hufeisen fehlen auf Mangyschlak. „In der Steppe sind nicht viel Steine, unsere Reisen sind nicht sehr weit, und die Kirgisen sind faul", war die Antwort auf die Frage nach dem Warum.

Das Kamel ist in der Hauptsache Lasttier, dient dem Warenverkehr zwischen der Steppe und den Städten und dem „Möbeltransport" bei den Umzügen der Aule, wobei freilich zu den „Möbeln" das Haus selbst gehört. Es wird im dritten Lebensjahre für das Lasttragen abgerichtet, man wirft es, bindet die Füße, durchstößt das Nasenseptum mit einem Messer, steckt einen Pflock durch die Öffnung und führt das Tier ein paar Tage an dem daran befestigten Leitseil herum.

Dann läßt man es laufen, bis die Wunde vernarbt ist, und beginnt nun mit dem Aufladen erst leichten, später schwereren Gepäcks. Das bei den Kirgisen häufigere zweihöckerige Dromedar trägt weniger, als das von den Turkmenen bevorzugte einhöckerige Kamel und steht deshalb geringer im Preise, zu meiner Zeit etwa sechzig Rubel gegen hundertundzwanzig. Weiße Kamele kommen vor, sind aber sehr selten. An Wolle bringt das Tier etwa zwanzig bis dreißig Pfund; sie wird am Halse, Nacken und Knie geschoren, am übrigen Körper bei dem natürlichen Haarausfall gezupft, nur im ersten Jahre läßt man das ganze Haarkleid von selbst abfallen. Die Kniehaare sind die festesten und werden deshalb von den Turkmenen zu den Kettenfäden ihrer Teppiche verwendet.

Die Ziegen geben etwa zwei bis drei Pfund einer weichen und feinen Wolle, die einmal im Jahre vom Rücken abgezupft wird, außer einer geringen Menge harter, die man schneidet und zu Schnüren verwebt.

Von den Schafen wird zweimal im Jahre Wolle gewonnen, im Mai/Juni und im September. Die Winterwolle ist locker, wird teils ausgezupft, teils in großen zusammenhängenden Viesstücken, die wie ein unversehrtes Fell aussehen, geschnitten und ergibt etwa zehn Pfund; die Sommerwolle ist fester, also besser und teurer, wird nur abgeschnitten und ergibt etwa drei Pfund. Jene erstere Methode der Wollgewinnung durch einfaches Abzupfen könnte man ethnologisch als eine Art primitiver Sammelwirtschaft auffassen, die ohne weiteres den Anfang und den natürlichen Ursprung der Wollspinnerei erklärt. Die Schur beginnt bereits im ersten Lebensjahre, und zwar im Juni, nachdem die Lämmer im März geboren sind. Diesen

Märztermin erzwingt man künstlich: da die Brunstzeit im September beginnt, und das Schaf fünf Monate trägt, würden normalerweise die Lämmer schon im Januar kommen, dann aber in der Winterkälte leicht eingehen; man zieht daher das Belegen der Schafe bis zum November hinaus, indem man ihnen einen Schurz vorhängt.

Die Wolle wird teils gefilzt – hierzu bevorzugt man die Sommerwolle, namentlich die erste der im Frühjahr geborenen Lämmer – teils gesponnen. Im ersteren Falle wird sie auf dem Boden einer Kibitke ausgebreitet und von vier, fünf und mehr Frauen und Mädchen, die jede mit zwei dünnen langen Gerten bewaffnet davorhocken, mit aller Kraft geschlagen. Nach dieser Vorbereitung geht man ans Filzen selbst, lockert die Wolle durch Zupfen und legt sie meist in zwei Schichten, einer unteren aus brauner (billigerer) und einer oberen aus weißer Wolle, auf eine Strohmatte, begießt sie mit heißem Wasser und rollt die Matte auf. Das ganze Bündel wird nun hinausgetragen und auf der Steppe hin- und hergerollt, indem erfahrene Alte sie an einem herumgelegten Strick langsam weiterziehen, und eine Reihe Mädchen und Burschen hinter der Rolle folgen und sie mit den Füßen stoßen. Dann wird der Filz aus der Matte ausgerollt und noch an zwei Stunden mit dem Ellbogen und Unterarm gewalkt. Soll die Filzdecke gemustert werden, so schneidet man die Muster aus gefärbtem Filz aus, legt sie auf die Decke und schlägt, klopft und walkt sie in sie hinein. Gegenstand der Filzverarbeitung sind große Dachdecken, Fußbodenbeläge und Türvorhänge für die Kibitken, Teppiche für Hausgebrauch und Fremdenempfang, Sattelunterlagen, Schutzdecken und Behänge

für Pferde, Überzüge für Truhen, Taschen zum Aufbewahren von Hausrat, Schutzfutterale für die spitzen Enden der Kibitken-Dachsparren auf dem Marsch, Hülsen für zerbrechliche Flaschen, Lampen und Glaszylinder, soweit den Kirgisen die neue Zeit solche gebracht hat, Handschuhe, um den heißen Wasserkessel anfassen zu können u. a. m.

Die Wolle, die verwebt werden soll, wird bei den Turkmenen auf einem Kamm zerzupft, einem aus drei Brettern zusammengeschlagenen dachgiebelförmigen Gestell, aus dessen oberer Kante zwei Reihen von spitzen Eisenbolzen weit herausragen – bei den Kirgisen habe ich es nicht gesehen – und dann aus freier Hand gesponnen. Die Spindel weist in der Anordnung des Wirtels zwei Typen auf, er ist entweder am unteren Ende des Stockes aufgesteckt, das fertige Garn wickelt sich über ihm auf, oder er sitzt oben, das Garn legt sich von unten gegen ihn. Ersteren fand ich bei den Turkmenen, letzteren bei den Kirgisen. Um die Spindel senkrecht zu halten, muß der gesponnene Faden oberhalb des Wirtels eine Stütze finden; diese besteht entweder aus einer spiralförmig halb um den Stock herumlaufenden Rinne oder aus einem kurzen Querstift. Die Spindel wird durch einmaliges rasches Abstreifen auf dem Oberschenkel in Rotation gebracht und frei hängen gelassen, während die Hände den Faden weiterspinnen; das gibt den Frauen eine überall wiederkehrende typische Silhouette, denn tatsächlich sieht man eine Nomadenfrau nie müßig; hat sie Haus, Hof und Familie besorgt, so holt sie, wie früher unsere Frauen den Strickstrumpf, ihre Spindel heraus und dreht, zupft und formt unermüdlich den Faden, bis Spindel um Spindel sich für den Webstuhl

füllt. Das Material der Spinnwirtel ist Stein, Holz, Knochen, Eisen oder Silber, ihre Form meist konisch, nur einmal sah ich eine flach scheibenförmige, ihre Fläche oft mit einfachen Ritzlinien oder reicheren Ornamenten verziert.

Der gesponnene Faden wird zu Leibbinden verstrickt – ich sah auch junge Männer bei dieser weiblichen Beschäftigung –, zu Schnüren verflochten, die in der Kibitke, am Brunnen, beim Sattelzeug usw. Verwendung finden, oder zu Bändern, Gurten und Kleidern verwebt. Ich fand zwei Arten von Weberei, Brettchenweberei und Webstuhlweberei. Jene fertigt schmale Bänder mit Hilfe von vier quadratischen Holztäfelchen, die je vier mit den Ecken korrespondierende Durchbohrungen für die Fäden zeigen. Zwei Frauen stellen sich gegenüber und halten die beiden Enden des Fadenbündels gespannt, so daß die Brettchen senkrecht stehen, die oberen Fäden von den unteren abgespreizt werden (ein „Fach" bilden), und, da des Musters wegen mindestens zwei verschiedene Farben genommen werden, z. B. blau und rot, alle roten Fäden oben, alle blauen unten laufen. Die eine Frau dreht nun die Brettchen in derselben Ebene um 180°, bringt dadurch die vorher unten laufenden Fäden nach oben und umgekehrt, und bildet so ein zweites Fach, während die Partnerin mit der Hand den Einschlag abwechselnd durch diese Fächer hindurchschiebt und mittels eines kleinen Schwertes festschlägt.

Zum Färben der Wolle dienen die Säfte gewisser Steppengräser, durch die Einfuhr europäischer Fabrikate vollzieht sich indes ein natürlicher Zerstörungsprozeß, der unausbleiblich zum Untergang dieser Technik führen dürfte.

Wie die Wolle, finden die ganzen Tierhäute vielfach Verwertung in der Wirtschaft des Kirgisen, und zwar sowohl mit den Haaren als Felle, wie durch Gerben zu Leder verarbeitet. Im ersteren Fall bedeckt man sie für acht bis zehn Tage mit einem Brei von Mehl und saurer Milch, im letzteren mit einem Brei aus eingekochter Asche verbrannter Steppengräser. Das Wasser, das sich auf diesem Brei absetzt, dient dazu, die zu Brunneneimern genommenen Felle widerstandsfähiger zu machen. Fell- und Lederkleidung war früher sicherlich die einzige, später die vorwiegende der Turkvölker, bis sie durch die Produkte der ansässigen Nachbarn, Chinesen, Turkestaner, Russen durch Baumwolle, Seide, Leinwand eingeschränkt wurde; auf Mangyschlak zeigte man mir einen aus Schaffellen zusammengenähten Chalat als Seltenheit, Lederhosen dagegen und Fellmützen sind noch häufig. Die Schmuckstränge, die sich die Frauen zur Verlängerung der Zöpfe einflechten, bestehen häufig aus Lederriemen, gepunzte und silberbeschlagene Ledergürtel halten den Überchalat zusammen und tragen Ledertaschen für Geld, Rasierzeug usw. Für den Hausrat fertigt man Eimer, Beutel, Kumyssäcke und Taschen aus Fell. Flechterei und Töpferei finden in der Nomadenwirtschaft keine Stätte, ich sah nur die eine schon erwähnte aus Ton geknetete Okarina bei einem Hirtenknaben, um so mehr die solidere Holzverarbeitung, die Truhen, Wiegen, Fäßchen, Schüsseln, Eimer, Sättel, Pulverflaschen, Mörser zum Zerreiben von Tabak, Werkzeugkästen, Webegerät, Gerüste und Türen der Kibitken betrifft. Letztere beide werden handwerksmäßig in den Städten Chiwa, Kasalinsk, Uralsk, Orenburg verfertigt und in die Steppe verkauft, sie unterliegen jetzt dem

tatarischen Einfluß und verlieren in den Formen wie in der Güte der Arbeit ihre Originalität. Tatarisch sind auch die halben Bettstellen, die man vereinzelt trifft, und auf die ich noch zu sprechen komme, während im übrigen Hausrat der russische Import das Feld behauptet. Dasselbe läßt sich von der Schmiedekunst sagen, doch gibt es immerhin noch eingeborene Spezialisten für Messer, Scheren, Hacken, Schaufeln, und namentlich scheint der Schmuck eine Domäne kirgisischer Juweliere zu bleiben, die als herumziehende Handwerker von Aul zu Aul wandern und wo sie Aufträge erhalten, ihre Werkstatt aufschlagen. Ziselierte und mit Steinen eingelegte Ringe, Armbänder, Fingerhüte, Spindeln, Spinnwirtel, Haarketten, Gürtel, Beschläge am Zaumzeug, vorwiegend aus russischen Silberrubeln hergestellt, sind geschmackvolle, z. T. kostbare Arbeiten, die von ihrem Besitzer mit berechtigtem Stolz bei festlichen Anlässen getragen oder dem Fremden gezeigt werden.

In geringem Umfange verarbeitet man Knochen, ich sah Spindeln, Pulverhörner und vereinzelt noch Proben der alten Einlegekunst, die Sättel und Waffen mit prachtvollen Inkrustationen zu schmücken verstand. Eine ehemalige Zierkeule, deren morgensternartiger Schlagteil und vierkantiger Stiel mit geschnitzten Knochenplatten belegt waren, hatte es sich gefallen lassen müssen, daß man ein rohes Eisen wie ein Axtklinge hineintrieb und es so zum – Zuckerhammer degradierte, eine Deplazierung, zu der die Pfeilspitzenmuster in den Knochenauflagen die grausamste Illustration gaben.

3. Kapitel

Aul und Kibitke

Die Kirgisen und Turkmenen leben in Aulen, auf Familien oder Sippen begründeten Gruppen von Zelten, die in einer geraden Reihe oder einem flachen nach Süden offenen Bogen nebeneinander stehen. Man spricht ebensogut von Aul, wenn ein Familienvater etwa zwei Zelte besitzt, eines für sich, eines für seinen Sohn oder seine verheirateten Knechte, wie wenn eine Anzahl verschiedener Haushaltungen dauernd oder vorübergehend zusammenwohnt. Die Zelte werden in den verschiedenen Gegenden – und daher auch in der Literatur – verschieden bezeichnet, bald als Jurten, bald als Kibitken, auf Mangyschlak kennt man beide Namen, braucht sie aber für verschiedene Begriffe und nennt Kibitke das Zelt, Jurte den Platz, auf dem das Zelt gestanden hat, die nach dem Abzug des Auls leere Tenne; diesen auffallenden Gegensatz habe ich des öfteren und auf das bestimmteste kontrollieren können. Ob das Wort Kibitke „von dem kalmückischen Kybit, welches eine kleine Krambude bezeichnet", herkommt, wie Pallas glaubt, oder kirgisisch ist, wie man mir sagte, kann ich nicht entscheiden.

Die Kibitke besteht aus einem Holzgerüst, das außen mit Matten bzw. Filz belegt wird und sich wieder aus drei Teilen zusammensetzt, der kreisrunden Wand, den Dachsparren und dem Dachkranz. Die Wand wird von sechs, acht oder zehn etwa halbmeterbreiten und

anderthalbmeterhohen Gittern gebildet, die senkrecht nebeneinander im Kreise aufgestellt und durch Stricke miteinander verbunden sind. Die Gitterstangen laufen kreuzweise übereinander, sind an den Kreuzungspunkten durchbohrt und mit kurzen, durch vorgelegte Knoten am Ausrutschen gehinderten Riemen verschnürt und lassen sich in diesen Scharnieren so verschieben, daß das Gitter schmaler und breiter, und damit der Zeltzylinder enger und weiter gemacht werden kann. Im Süden oder Südwesten – in der Richtung auf Mekka – fügt man in den Gitterkreis einen Türrahmen aus zwei flachen Seitenpfosten, die mit den Sprossen verschnürt und unten durch ein hochkant gestelltes Brett als Schwelle, oben durch einen ebensolchen Türsturz miteinander verbunden werden. Die Bretter sind meist, bei älteren Kibitken wohl durchweg, auf der Innenfläche geschnitzt. In dem Rahmen bewegt sich mittels hölzerner Zapfen eine zweiflügelige Tür, die gleichfalls auf der inneren, seltener auch auf der äußeren Seite mit eingeschnittenen und bemalten Ornamenten verziert ist; ein Verschluß fehlt, meist klemmt sich die Tür bei der flüchtigen Bauart des ganzen Zeltes und hält sich dadurch von selbst, oder die Flügel werden durch einen Bindfaden aneinandergeschnürt. Statt der Tür findet man oft nur eine Filzdecke, die über dem Türsturz aufgehängt, am Tage nach oben aufgerollt bleibt, des Nachts heruntergelassen wird und zuweilen durch zwei bis drei an der Innenfläche befestigte, geschnitzte quere Holzleisten die nötige Festigkeit und Schwere erhält. Die Orientierung der Tür gibt dem Hausherrn, der in der Hütte sein Gebet verrichten will, ohne weiteres die Richtung an, in der er zu knien und sich niederzuwerfen hat, sie brachte mir im Sommer

insofern eine erhebliche Unbequemlichkeit, als ich von dem gegenüber befindlichen Ehrenplatz immer zur Tür hinaus ins Helle sehen mußte, und während der Hauptrast des Tages dort ein grelles, flimmerndes Mittagslicht stand, das die brennende Müdigkeit der Augen zum stechenden Schmerz steigerte.

Sind Wand und Türrahmen aufgestellt und festgebunden, so wird zur Sicherung rings um die Kibitke in halber Höhe ein festes Tau geschlungen, und um den oberen Rand des Gitterwerks ein breiter gewebter Gurt gezogen, dessen buntfarbige Musterung nach innen sieht, also vom Innern des Zeltes aus hinter dem Gitter sichtbar ist. Dann stellt sich eine der Frauen, denen allgemein Aufbau wie Abbruch des Hauses zufällt, seltener ein galanter Ehemann oder einer der Knechte, in die Mitte, nimmt eine oben gegabelte Stange und hebt mit ihr den Dachkranz hoch, einen Holzreif von etwa anderthalb Meter Durchmesser, den zwei bis vier kreuzweis laufende Bogenhölzer nach Art einer Kuppel überspannen, und der ringsherum in regelmäßigen Abständen durchbohrt ist. Die übrigen Frauen stecken nun die Dachsparren mit dem einen Ende in diese ebengenannten Löcher und verschnüren sie am anderen Ende mit den Sprossen der Wandgitter. Das obere Ende ist gerade, das untere im stumpfen Winkel abwärts gebogen, wodurch ein allmählicher Übergang der senkrechten Wand in die schräge Dachfläche, also eine Kuppel entsteht. Den runden Dachkranz habe ich nur ein einziges Mal vermißt, die Kibitke lief oben spitz aus. Dach- und Wandgerüst werden durch schmale gewebte, fortlaufend um die Sparren geschlungene Gurte gefestigt, und das Gerippe des Kirgisenhauses ist fertig. Nun rollt man außen an der

Wand Matten aus Schilfrohr ab, schnürt sie mit Stricken fest und deckt darüber nach Bedarf größere oder kleinere Filzlagen. Die Matten werden so angefertigt, daß zunächst die einzelnen Halme mit Wolle umwickelt werden, und zwar mit verschiedenfarbiger, gleich in der Anordnung, wie sie das zukünftige Muster der Matte verlangt; dann wird der erste Halm quer über fünf bis sechs Schnüre gelegt, die an den Enden mit je einem kleinen Stein beschwert sind, und durch Platzwechsel dieser Enden über ihm eine Schlinge gebildet, dann der zweite Halm parallel über den ersten gelegt und die Schnüre wieder gewechselt, so daß das vorher hintere Ende das vordere wird und umgekehrt, und so fort, bis sich die Matte zur gewünschten Größe aufgebaut hat.

Das Dach wird mit großen Filzdecken belegt, an deren einem Zipfel gewebte Gurte angenäht sind. Mittels derselben Gabelstange, die ich schon erwähnte, hebt man die zusammengeschlagene Decke auf das Dachgerüst, faltet sie dort auseinander und bindet den Gurt am oberen Rand des Wandgitters so fest, daß seine Musterung vom Innern des Zeltes aus oberhalb der Dachsparren sichtbar ist. Eine kleinere Decke kommt in die Mitte über die Öffnung des Dachkranzes, die zugleich Luft- und Rauchloch ist, und erlaubt es, sie nach Bedarf leicht und rasch zu regulieren. Weiter werden außen auf die Wandmatten Filzdecken gebreitet und durch Stricke festgeschnürt, von denen breite Gurte schräg über die Kuppel nach oben laufen. Der Filz ist meist braun, nur bei sehr reichen Leuten trifft man den viel wertvolleren weißen als Belag der großen, für Gäste bestimmten „Staatskibitke" an.

Hauseigentumsmarken gibt es nicht, die Kirgisen erkennen zuweilen die Aule ihrer Bekannten an der

größeren oder geringeren Höhe, dem mehr oder weniger steilen Dach der Kibitke schon von weitem, haben aber sonst keinerlei beabsichtigte Unterscheidungsmerkmale an ihren so überaus uniformen Zelten. Die Gleichförmigkeit überträgt sich von den Kibitken auf den Aul, da nur in ganz seltenen Fällen kleine Anbauten, Einfriedigungen oder Schutzschirme sich zwischen jene einschieben, die für junges oder krankes Vieh bestimmt sind, an heißen Tagen auch wohl von den Leuten selbst als Schattenplätzchen aufgesucht werden; sie sind aber sehr selten und dem typischen Bilde des Auls durchaus fremd.

Der Bau der Kibitke darf als ein Kunstwerk hinsichtlich der praktischen Lösung des Problems eines Nomadenzeltes gelten, in einer halben Stunde ist er abgebrochen, in einer Stunde aufgestellt und mit dem ganzen Inhalt fix und fertig wieder eingerichtet. Den verschiedenen Jahreszeiten ist er ziemlich gleich gut angepaßt, wenn auch der Hymnus einzelner Reisender auf seine Zweckmäßigkeit mir überschwenglich erscheint, im Sommer schützt der Filzbelag gegen die intensive Sonnenbestrahlung, und die Zugluft, die nach Aufrollen der Wandmatten durch die Gitter streicht, drückt die Innentemperatur herab. Trotzdem bleibt diese um die Mittagsstunden manchmal erstickend heiß, und man sehnt die dritte Stunde herbei, die den ersten, wenn auch noch so winzigen Schatten hinter die Zeltwand legt. Im Winter baut man sich an geschützten Abhängen, in Stein- oder Erdumwallungen an, stellt die Gitter auf eine Schicht alten Pferdedungs, stampft von außen Erde dagegen und verdoppelt die Filzlagen über dem Gerüst. Drinnen unterhält man ein wärmendes Feuer und versucht außerdem mittels aus-

giebiger Fettfütterung durch die kalte Jahreszeit zu kommen.

Die Feuerstelle liegt zwischen Tür und Mitte, wo eine flache Grube oder eine kleine Tenne vom Bodenbelag freibleibt, im Sommer ist sie draußen entweder als Erdloch angelegt oder aus drei Steinen gerichtet, die Kohlen werden dann auf einer Schippe hineingebracht und auf jene Tenne zum Warmhalten des Teewassers gehäuft. Das Feuer wird überall mit Zündhölzern, im Notfall mit Stahl und Feuerstein angemacht, als Material dient Pferdemist mit Steppengras zum Anheizen, in der Nähe der Küste auch wohl schon Holzkohle; die von mongolischen Völkern berichtete Verwendung von Knochen zu diesem Zweck ist unbekannt. Der Mist wird hier in der natürlichen Form gebraucht, es sieht sehr zierlich aus, wie die Frauen die einzelnen Stücke mit der Zange fassen und zu einem kunstvollen Bau aufschichten. Wird das Feuer nicht gebraucht, so legt man etwas Kraut darüber und erhält es dadurch im Schwelen, das sich im Bedarfsfalle leicht durch Anblasen zur hellen Flamme anfachen läßt. Den Feuerfächer der turkestanischen Städte kennt man nicht.

Das Innere der Kibitke stellt einen einzigen Raum vor, der nur sehr selten, z. B. für die erste Zeit, nachdem der neuvermählte Sohn eingezogen ist, durch eine Gardine geteilt wird. Den Boden bedeckt man bis auf die eben erwähnte Tenne mit Filz, diesen wieder mit neuen gemusterten Decken und turkmenischen geknüpften Teppichen, sobald Gäste vorsprechen. Der Platz vor der Tür bleibt frei, die Eintretenden stellen hier ihre Schuhe ab, zur Seite macht es sich ein krankes Zicklein bequem oder wartet ein eben von der Herde

geholtes Schaf auf das Messer des Schlachters; hier ist auch der Platz der Jagdfalken, die auf einer Art Miniaturtischchen hocken, einem filzbelegten Brett auf kurzem Pflock.

Längs den Wänden schichten sich Kissen, Matratzen, Decken und Teppiche zu hohen Stapeln auf, teils das weggestaute tägliche Bettzeug, teils der aus Hochzeitszahlungen oder Ankauf stammende Vorrat, der bei festlichen Gelegenheiten hervorgeholt oder bei der Verheiratung der Kinder wieder als Anzahlung oder Geschenk verwendet wird. Dazwischen stehen Koffer, jetzt meist russischen Fabrikats, und geschnitzte offene Truhen eigener Arbeit, die auf dem Marsch die Kinder beherbergen, hier aber Melkeimer, Schüsseln und sonstigen Hausrat aufnehmen. An den Wänden hängen in Teppicharbeit gefertigte Taschen und Schmuckdecken, Waffen und Pferdegeschirr, Filztaschen und Wassereimer aus Fell, Spindeln und Wollknäuel, Webebrettchen und Holzmörser zum Tabakzerreiben, Milchflaschen aus Schafmagen und Kästchen für das Werkzeug, Felle zum Trocknen und Musikinstrumente, Brettspiel und Amulette. Für kleinere Sachen hat man Seitenborte, die an den Sprossen mit Wollschnüren aufgehängt und ebenso hergestellt sind, wie die äußeren Kibitkenmatten, also aus wollumwickelten und dadurch gemusterten Schilfhalmen. Vom Dach hängen bunte gewirkte Schnüre und Troddeln herunter, sowie in der Mitte oder in der rechten Ecke am Eingang der Kumysschlauch.

Das Bett besteht meist nur aus einer Steppdecke, die auf den Boden gebreitet wird, und einer zweiten, in die man sich einwickelt. Östlich vom Aralsee sah ich wirkliche Bettstellen, meist bunt bemalt und geschnitzt,

auf Mangyschlak nur die schon erwähnten halben Bettstellen, d. h. schrägstehende Stützen, die aus dem Kopfende einer quer durchgeschnitten hölzernen Bettstelle bestehen und mit mehreren Kissen belegt werden; sie sind neuer tatarischer Import, gemeinhin genügt dem Kirgisen ein Sattel, ein Sattelpolster oder ein zusammengelegter Rock als Kopfkissen.

Nähert man sich einem Aul, so muß man es vermeiden, geradeswegs auf die Tür loszureiten, will man nicht gegen den guten Ton verstoßen. Wie die Sitte in den Städten des Orients verlangt, daß der Fremde nicht ohne weiteres ins Haus tritt, sondern sich vor der Tür durch lautes Rufen bemerkbar zu machen hat, so fordert sie in der Steppe – den Verhältnissen angepaßt –, daß er sich der Kibitke von der Rückseite her nähert, einige zwanzig Meter entfernt anhält und wartet, bis jemand herauskommt. Der Hausherr, männliche Verwandte oder, wenn alle Männer abwesend, die Frau erscheint, man parlamentiert eine Zeitlang, fragt und mustert mit forschendem Blick. Ist das Einverständnis erzielt, so tritt einer der Burschen heran, hält Pferd und Steigbügel, man steigt ab und begrüßt den Ältesten mit einem Händedruck, der gegenseitig die rechte Hand zwischen die inneren Flächen der beiden flach ausgestreckten eigenen legt und kräftig preßt. Während die Burschen die Pferde besorgen, die Sättel abnehmen und die Vorderbeine zusammenkoppeln, wendet sich der Hausherr langsamen, gemessenen Schrittes zur Tür, sieht hinein, um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung, und die Frauen Bescheid wissen, und läßt uns eintreten. Wir begrüßen die stumm mit niedergeschlagenen Augen dastehenden Frauen und hocken auf dem uns angewiesenen Ehrenplatz gegenüber der

Tür nieder, wo eine neue Decke und zur Bequemlichkeit des an europäische Sitzgelegenheit Gewöhnten ein Kissen zurechtgelegt sind. Der Gastgeber läßt sich einige Schritte von uns nieder und fragt nach unseren Wünschen. Es ist nur eine kurze Rast beabsichtigt, und wir bitten um Milch. Die Frau erhebt sich, nimmt den Stößel des Kumysschlauches und stößt ihn an zwanzigmal darin auf und ab, dann bindet sie eins der „Beine" – der Schlauch wird ja von dem vollständigen Fell eines Schafes gebildet – auf und läßt die Milch in eine Holzschale laufen. Nun übernimmt der Mann die Kredenz, er rührt nochmals die Milch um, indem er sie wiederholt aus dem hochgehobenen Löffel im langsamen Strahl in die Schale zurückfließen läßt, diese mit dem Finger abwischt, Unreinlichkeiten herausfischt, selbst einen kleinen Schluck nimmt und dem Gaste reicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß diesem ganzen Akt eine gewisse Feierlichkeit anhaftet, die von manchen Berichterstattern als eine dem Kumys gezollte Ehrfurcht bezeichnet wird; mindestens ist sie eine verständnisvolle zarte Sorgfalt, wie sie der Wichtigkeit des Getränkes und seinem Wert entspricht, und wie sie der andächtigen Erwartung in den Augen der Tafelrunde angemessen erscheint. Und die ist gerechtfertigt. Wer einige Stunden heißen Steppenritts hinter sich, in die Nähe eines Auls kommt, den grüßen schon von ferne zwei gute Omina, das Gitterwerk der Kibitke und das regelmäßige Klatschen des Kumyskolbens. Jenes verrät aufmerksame Menschen, die den Filzbehang hochgerollt haben und kühle, frische Luft zu schätzen wissen, diese löst die dankbaren Empfindungen eines Biertrinkers beim Klopfen des „frischen Anstichs" aus. Und das Getränk hält, was der Durst sich verspricht. Schon

den stark säuerlichen Duft, den es im Zelt verbreitet, empfand ich erfrischend, und der Geschmack war mir stets sympathisch und angenehm, nur nicht, sobald man dem Kumys Gries zugesetzt hat. Von einer berauschenden Wirkung habe ich weder an mir noch an anderen etwas gesehen, allerdings überstiegen die jeweilig getrunkenen Mengen einen Liter nicht, und es mag sein, daß größere Massen erfolgreicher sind.

Massenkonsum tritt dagegen beim Tee ein. Wenn man sagen darf, daß der Russe so viel Tee trinkt, wie man sich vorstellen kann, so trinkt der Kirgise noch einmal soviel. Je sieben bis zehn Gläser morgens, mittags und abends sind nichts Ungewöhnliches im Sommer, und es machte mir namentlich des Morgens großen Verdruß, wenn die Leute von ihrem Tee nicht wegzubringen waren. Denn die Sonne war früh auf und brannte uns schon um acht Uhr mit mittäglicher Kraft auf die Köpfe, ich versuchte daher möglichst mit Sonnenaufgang auszureiten, hatte aber in gastfreien Aulen damit kein Glück. „Noch ein Glas Tee" verzögerte den Aufbruch immer von neuem, zumal man es mit dem Hinweis auf die Nützlichkeit des Tees so schön entschuldigen konnte. An der ist nicht zu zweifeln, und die Leute sagten mit Recht „man muß heute viel Tee trinken, es ist heiß", sie wußten, daß Schwitzen in der Hitze gesund ist und den Durst löscht, sie tranken bewußt die Unmengen des importierten Aufgusses, wie sie in alten Zeiten zu demselben Zweck entsprechende Massen heißen mit Fett verrührten Wassers getrunken haben. Auch mir bewährt sich der Teegenuß immer ausgezeichnet, ich kann meinen Durst nicht besser stillen, als durch einige Gläser heißen Tees und finde, daß beim Trinken von kaltem Wasser, von Milch oder Bier

das Durstgefühl nie so völlig aufgehoben wird und nie einem so intensiven Wohlbehagen des ganzen Körpers Platz macht, wie nach heißem Tee. Auf Mangyschlak wiederholte sich die Erfahrung, die Haut stand bei den Temperaturen von 40 bis 50° ständig unter Transpiration, und je mehr der Tee den Schweiß heraustrieb, desto geringer wird das Hitzegefühl. Wir sollten für unsere Lebensweise von anderen Kulturen lernen. Das Kapitel „Biergärten" ist vom Standpunkte einer Kultur, die sich geistigen Sinnes weiß, tieftraurig, es ist aber auch für die körperliche Gesundheitspflege bedenklich ernst.

Je weiter von der Küste, desto sparsamer ist man mit Tee; Zucker fehlt oft ganz. Statt der frischen Milch setzt man vielfach Kumys hinzu und erzielt dadurch einen besonders erfrischenden angenehmen Obstgeschmack.

Milch und Tee sind nur Präliminarien der Gastfreundschaft. Während jene den ersten Willkomm bringt, hat sich eine Frau aus den an der Wand stehenden Vorratssäcken Mehl geholt, um es mit Wasser zum Brotteig zu verkneten. Ich nehme dabei freilich an, daß wir noch in der Nähe der Küste sind, unter turkmenischem und tatarischem Einfluß; weiter im Innern wird man wochenlang urtürkische Zeiten durchleben, die nichts von Brot wissen und zum Schrecken unserer Vegetarier sich bei reiner Fleisch-Fett-Milch-Nahrung nicht bloß im körperlichen Gleichgewicht, sondern im höchsten Maße gesund befinden. Unser Aul hat also noch Mehl, und die Frauen verstehen daraus ganz vorzügliches Brot zu backen: der ausgerollte Teig, dem manchmal Kumys zugesetzt wird, um ihn rascher aufgehen zu lassen und den Geschmack kräftiger zu

machen, kommt in eine runde eiserne Pfanne, die aufs offene Feuer gestellt, und auf die eine zweite umgekehrt gestülpt wird; diese letztere bedeckt man ebenfalls mit Brennmaterial, so daß also der Teig sich von oben und unten gleichzeitig erhitzt. In einer halben Stunde haben die beiden Feuer ihre Schuldigkeit getan, und wir bekommen zum Tee, der dem Kumys gefolgt war, warmes und schmackhaftes Brot. Man hat zwei Sorten, eine dickere „nan" und eine dünnere „tschurek", außerdem kleineres, mit Schaffett bereitetes Backwerk.

Hitze, Kumys und die großen Mengen Tee haben die Gäste schläfrig gemacht, man räumt ab und rüstet sich zur Siesta. Die jungen Männer besorgen die Herden, die Frauen richten die pièce de résistance der kirgisischen Gastfreundschaft, das Schaffleisch, her; es gilt als selbstverständlich, einkehrende Fremde damit zu bewirten, und man ist erstaunt, wenn diese ablehnen und erklären, gleich weiter zu wollen. „Man solle doch bleiben, es würde gleich ein Schaf geschlachtet werden", heißt es, und „Schafschlachten" ist in den Erzählungen und Geschichten der prägnante Ausdruck für „gastlich aufnehmen". Das Vorrecht der Entscheidung steht natürlich dem Hausherrn zu, aber der traditionellen Pflicht entzieht sich auch die Frau nicht, wenn jener abwesend ist, sie läßt selbständig schlachten oder, wenn ein verwandter Aul in der Nähe, schickt zu diesem, läßt ihn benachrichtigen und ein Schaf holen. Wer mit den Aulen auf seiner Reise Glück hat, kann dreimal am Tage Fleisch haben, wenn er will, und sich darin gütlich tun, soviel er mag. Mitunter mag eine Einladung konventionelle Lüge sein, hinter deren Maske sich die Furcht versteckt, sie möge angenommen wer-

den, die Menschen sind eben auch in der Steppe verschieden. Aber man kennt diese „Sparsamen" und freut sich ihres Ärgers über das erzwungene Schlachtopfer, gerade diese Behandlung der Ausnahmen beweist am besten, daß die gastfreundlichen Gefühle im allgemeinen echt sind, und daß Vambéry nicht übertreibt, wenn er sagt: „Im heißen Sommer einen durstigen Reisenden zu laben, wird als der höchste Grad von Gastfreundschaft angesehen, und man tut den Kirgisen eine Wohltat, wenn man ihnen zur Vollstreckung dieses Gebots Gelegenheit gibt." Was hier vom Kumys gesagt wird, gilt auch für das Fleisch. Dabei könnte man den Leuten etwas Geiz nicht einmal übelnehmen, denn die Gastfreundschaft wird redlich mißbraucht. Die meist arbeitsfreien und immer eßfrohen Männer lieben es, einander auf Spritztouren heimzusuchen und sich in Aulen als Gast anzumelden, die ihnen eine gute Küche versprechen, und ist irgendwo ein Fremder abgestiegen, so finden sich immer in der Kibitke einige Nachbarn ein, die die Neugierde, aber auch die sichere Aussicht auf ein gutes Essen herbeilockt. Freilich bewegt dieselbe Empfindung meist auch den Gastgeber selbst, und jene „Wohltat", von der Vambéry spricht, besteht nicht nur in der reinen Freude, seinem Mitmenschen etwas Gutes anzutun, sondern auch in der schönen Gelegenheit, selbst einen Grund zum Trinken und zum Essen zu haben. Über Schaffleisch geht ihnen nämlich nichts. Im Winter gibt es meist Fleisch genug, zum vorsorglich präparierten Reservebedarf kommt das Fleisch der gefallenen Tiere, in schlechten Jahren soviel, daß es eingesalzen und aufbewahrt werden muß, im Sommer aber schätzt man jeden Fremdenbesuch als willkommenen Anlaß zum

frischen Schlachten. Noch immer gilt, was ein alter Schriftsteller von den Kirgisen sagt: „Überhaupt sind sie starke und unschmeidige Fresser; ihrer viere lassen, wenn sie von der Jagd kommen, in der ersten Mahlzeit von einem Schafe oft nichts nach," ja er hat sie eher unterschätzt, und ich glaube gern, daß die Eßfähigkeit bei manchem erst vor dem zweiten Schafe kapituliert. Wie sie aber dem Genusse sich hingeben, das muß man selbst mit erlebt haben. Wer wissen will, wie die prähistorischen Speiseabfälle in Höhlen und Kjökkenmöddingern entstanden sind, braucht nur einmal mit Kirgisen Schaffleisch gegessen zu haben, er hat auch dann erst gelernt, was es heißt „seinen Teller rein essen", und ahnt erst jetzt, mit welchem Fleiß, Verständnis und Erfolg man einen Schafknochen behandeln, mit welcher eindringenden und abwechslungsvollen Kunst man ihn nagen, knabbern, beißen, knacken, brechen, aussaugen, und wie tadellos sauber man ihn ohne alle Apparate abputzen kann. Eine Kibitke voller Kirgisen beim Schafessen gibt ein Bild gieriger Hände, fletschender Zähne, suchender Lippen und lustleuchtender Augen, das man nicht vergißt. Man sitzt in Gruppen, auf dem Ehrenplatz die Gäste um die Paradeschüssel mit den besten Stücken, Keulen, Fett und Kopf, zur Seite der Wirt, etwas weiter weg die Söhne, an der Wand hier die Knechte und gegenüber die Frauen. Die Männer sitzen dabei auf den untergeschlagenen Beinen, die Frauen knien oder nehmen eine Art „Schützenstellung" ein, bei der das eine Bein mit dem Knie auf der Erde liegt, das andere im Knie stark gebeugt stehen bleibt. Neben dem Kopf gilt das Knochenmark als die leckerste Delikatesse, und es sieht höchst drollig aus, wenn die Männer den blitzblank

abgegessenen Knochen dem Familienoberhaupt hinreichen, und dieses ihn im höchsten Wohlbehagen kräftig ausschlürft. Den weggeworfenen heben wohl noch die Frauen auf, um das Unmögliche möglich zu machen und nach irgendeinem zurückgebliebenen Rest zu suchen. Nicht minder amüsant ist das Füttern der – erwachsenen – Söhne und anderer Männer durch den Hausherrn, der ihnen den Bissen in den eifrig hingeschobenen, weitgeöffneten Mund steckt, sonst hat alles zu warten, bis die Reihe an ihn kommt, der Wirt auf den Gast, die Männer auf den Hausherrn, die Frauen auf die Männer, jede Partei reicht die von ihr geplünderte Schale weiter, wenn sie fertig ist, und die hungrigen Hintermänner rächen sich für die Wartezeit durch ein affenartig geschwindes Fischen, Schlürfen und Schlucken der möglichst großen und besten Stücke.

Nach Abessen der Fleischschalen wird die sehr konsistente und fette, dabei äußerst schmackhafte Brühe in Holzschalen herumgereicht und in derselben Reihenfolge von Gästen, Wirt usw. getrunken. Weitere Reizmittel gibt es nicht, so wenig wie Gewürz mit Ausnahme des notwendigsten Quantums Salz oder Gemüse oder sonst irgendeine Zutat zum Essen, so wenig Alkohol oder Tabak nach der Mahlzeit. Weder die turkestanische Wasserpfeife noch die ostasiatische Tabakspfeife hat auf Mangyschlak Eingang gefunden, und die Zigarette wird nur dort nicht verschmäht, wo längerer Verkehr mit den Russen auf Schulen oder Regierungsämtern die jüngeren Leute an sie gewöhnt hat. Im Innern weist man sie zurück, nur vereinzelt sah ich unter den alten Leuten Tabakschnupfer.

Nach Schluß des Essens sagt ein dankbares Rülpsen „Mahlzeit", alle Anwesenden – stellenweise auch die

Frauen – heben die Hände, die inneren Flächen einander zugekehrt und aufwärts gerichtet, bis zur Gesichtshöhe, der Gast oder der Hausherr spricht ein Dankgebet an Allah, und bei diesem Namen streichen alle Hände langsam von oben nach unten übers Gesicht. Nun wird abgeräumt und Wasser gebracht, das Diener oder Frauen über die Hände gießen, und das gleichzeitig zum Ausspülen des Mundes dient. Man rückt zur Seite, macht es sich an den Wänden bequem, erzählt sich Geschichten, einige holen das „togús-kumalák" („neun-Mist") von der Wand, d. h. das Brettspiel, das mit Mistkügelchen als Steinen gespielt wird, und dessen Brett zwei parallele Reihen von je neun Mulden zeigt, in die am Anfang des Spiels je neun Steine gelegt werden. Der Spieler verteilt bei jedem Zuge die Steine einer Mulde auf entsprechend viele andere, wobei nach bestimmten Regeln Steine des Gegners eingenommen werden können. Wer am Schluß die meisten hat, hat gewonnen.

Oder ein Sänger nimmt die zweisaitige Dumbra, schlägt deren einfache monotone Akkorde an und singt von Leben und Liebe, von Leuten, die weit herumgekommen sind und etwas von der Welt kennen, von Philistern, die immer zu Hause hocken usw. In die leise klingenden Töne mischt sich zuweilen verheißungsvoll der Brummbaß des Kumysstößels, den die Frau für den Nachttrunk fleißig auf- und niederdrückt. Im Halbdunkel der Kibitke blitzen schneeweiße Zähne und lustige Augen, an den Hausherrn schmiegt sich der Lieblingssohn, der zur Feier des seltenen Besuches länger aufbleiben darf und mit suchendem Kinderblick an den Lippen des Sängers hängt, bis er müde zurücksinkt und vom Vater behutsam auf den Schoß gebettet

oder mit wärmenden Decken umhüllt wird. Über der offenen Kuppel des Zeltes blinken die Sterne auf dem nächtlichen Himmel, vor der Tür flackern die roten Zungen des letzten Herdfeuers über huschende Chalate, in der Ferne schlägt ein Hund mit kurzem scharfen Bellen an. Einer nach dem anderen erhebt sich und stapft schweigend hinaus, Kibitke und Aul deckt das Dunkel und das Schweigen einsamer Steppennacht, bis beim Dämmern des Tages die Frauen als die ersten sich rühren und die glimmenden Feuer wieder beleben.

4. Kapitel

Geburt und Kindheit

Wenn ihre Schwangerschaft zu Ende geht, lassen sich die Kirgisinnen von erfahrenen Frauen untersuchen, die über die Vorgänge bei der Geburt unterrichtet sind und im Notfalle verstehen, eine fehlerhafte Lage des Kindes durch die äußere Wendung zu korrigieren. Indes ist ein aktives Eingreifen selten nötig, die Entbindungen verlaufen in der Regel leicht, und der Hebammendienst darf sich auf die übliche Assistenz bei den Wehen beschränken. Die Männer sind niemals zugegen, sie machen im Gegenteil, daß sie in der schweren Stunde ihrer Frauen fortkommen, und je weiter, desto besser. Über einige abergläubische Gebräuche, die bei schweren Entbindungen oder als Vorbeugungsmittel gegen sie angewendet werden, berichte ich in einem späteren Kapitel.

Die Nachgeburt wird vergraben, die Nabelschnur in der Kibitke aufgehängt und sobald der am Nabel sitzende Teil abfällt, mit diesem zusammen ebenfalls verscharrt.

Die junge Mutter bleibt zwei bis drei Tage liegen. Das Neugeborene wird am zweiten Tage gewaschen und kommt in die Wiege. Es ist das ein leichtes Holzgestell aus zwei aufrechten Bügeln und einem rechteckigen Rahmen zwischen ihnen; die beiden Bügelscheitel verbindet eine Längsstange, an der die Wiege getragen oder aufgehängt werden kann, und über die

ein Tuch zum Schutz gegen Sonne und Mücken gelegt wird. Der Boden besteht aus vier quer unter den Rahmen gespannten Sprossen und wird mit Filz und Kissen bedeckt, unter ihm hängt ein kleiner mit Asche gefüllter Filzbeutel zur Aufnahme der kindlichen Exkremente, die Zuleitung des Urins übernimmt eine etwa achtzehn Zentimeter lange Röhre, die in ganz Turkestan aus Holz geschnitten und für die Knaben kurz rechtwinklig pfeifenkopfartig abgebogen, für die Mädchen mit einem muldenförmigen Ausschnitt versehen, bei den Steppennomaden zum Teil durch einen natürlichen Röhrenknochen ersetzt ist und zwischen den Sprossen des Wiegenbodens hindurch in den Beutel führt. Es ist für den Erfolg natürlich notwendig, daß die Kinder vollkommen still liegen, sie werden deshalb mit Gurten festgeschnallt. Der Beutel wird alle vierundzwanzig Stunden gereinigt und mit frischer Asche gefüllt.

Ich glaube, daß diese Wiegenform in den Städten der ansässigen Sartenbevölkerung erfunden und von den Nomaden übernommen worden ist, denn die gerühmte bequeme Handlichkeit macht das Stück wohl zu einem praktischen Möbel in Haus, Garten und Kibitke, aber zu einem unbrauchbaren, weil unsicheren Beförderungsmittel des wechselvollen Karawanenbetriebes. Tatsächlich findet man hierfür eine andere Form der Wiege verwendet, nämlich geräumige viereckige offene Truhen, die in den Zelten zur Aufbewahrung allerlei Hausrats dienen, auf dem Marsche aber den Kamelen aufgeschnallt werden und die Kinder, auch etwas größere, nicht nur die Säuglinge beherbergen. Die Truhen sind an der Vorderfläche geschnitzt und in ihren alten Exemplaren wertgehaltene

Familienerbstücke, die man nicht gern veräußert. In jüngeren Haushaltungen traf ich sie nicht mehr an.

Die Mütter stillen ihre Kinder sehr lange, zwei Jahre und noch mehr, wunderbarerweise stillt aber die Erstgebärende nicht, sie läßt das Kind von anderen Frauen besorgen und drückt sich selbst die Milch weg, einen Grund konnte ich hierfür nicht erfahren.

Für die Namengebung, die bald nach der Geburt erfolgt und mit einem Festessen gefeiert wird, sind besondere Umstände und Vorkommnisse zur Zeit der Geburt maßgebend, die dem Westeuropäer von heute als willkürlich gedeutete Zufälligkeiten erscheinen, dem Asiaten dagegen Symbole wirklicher Geistzusammenhänge sind. Die Legende erzählt vom turkmenischen Stamm der Tekinzen: zu einem reichen Manne kamen einst drei Freunde auf Besuch. Nach der Landessitte mußten sie mit Schaffleisch bewirtet werden, es waren aber augenblicklich keine Schafe im Aul, und so wurde eine Ziege geschlachtet. An demselben Tage nun wurde dem reichen Mann ein Sohn geboren und wegen jenes außergewöhnlichen Ereignisses teké (d. h. Ziege) genannt. Von ihm stammen die Tekinzen.

Namenveranlassende Momente bei der Geburt sind z. B. Regen – der Knabe wird djengerbei heißen, d. h. es regnet (djeng = Umlaut von jar) viel oder eigentlich es regnet reich, der Knabe soll so reich werden, wie Regen die Steppe fruchtbar und darum die Herden groß und den Besitzer reicht macht –; oder Umzug des Auls – das Kind heißt danach kotscharbei, ein reicher Umzug –; oder Fastenzeit – uraza (im Fasten) gibt den Namen Uraz; der Anblick eines kleinen Vogels „turgai" verschafft diesen Namen, der eines Adlers führt zu „burkutbei" (Adlerreich). Ein frommer Mann

nennt seinen Sohn wohl „Kelimbede", er ist gekommen (d. i. von Gott), ein anderer eijan = Mond Seele, d. h. dein Vater liebt dich wie seine Seele. Vielleicht liegen hier ursprüngliche Gedanken an eine Herabkunft der Seele aus der Sphäre des Mondes beim Niederstieg zur Erde vergessen und versteckt in der Tiefe des Unbewußten. Symbolische, einen Lebenswunsch einschließende Bedeutung haben u. a. ongalbei = reise glücklich (ongal = bleibe gesund von ongalmak, s. Radloff „Versuch eines Wörterbuches der türkischen Dialekte", I, 1028), kaskarbei = Wolf reich, d. h. sei so stark wie ein Wolf, djuldusbei = Stern reich, d. h. werde so schön wie die Sterne, bakterbei (= bachtjar bei) = sei glücklich.

Dieser Zusatz bei = reich wird nur den Knabennamen angefügt, ihm entspricht bei Mädchen ei oder biké, z. B. eidei biké, sei reich, d. h. schön wie der Mond. Wie die Namengebung, gibt die Beschneidung einen Anlaß zu Einladungen, Bewirtungen und Festen. Sie findet bei Turkmenen zwischen dem sechsten und achten, bei Kirgisen zwischen dem siebenten und zwölften Jahre statt, wird nur von besonders dazu ausgebildeten Mullas besorgt und besteht in querer Durchtrennung der Vorhaut mittels eines Rasiermessers. Das abgeschnittene Stück wird außen an der Kibitke aufgehängt, vertrocknet da und wird nicht weiter beachtet. Auf die Wunde schüttet man durch Verbrennen eines reinen Zeuglappens gewonnene Asche, dann stellt man ein Gefäß darüber, damit sie sich nicht reibt, und läßt den Knaben ruhig auf dem Rücken liegen. Zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse höht man den Boden der Kibitke unter seinem Lager aus. Nach anderthalb bis drei Wochen ist die Wunde geheilt.

Mangyschlak ist ein Kinderparadies. Fehlt es infolge des überreichen Nachwuchssegens doch niemals an Spielgefährten in der freien Steppe, nie an Raum zum Tollen, bei den Eltern nie an Nachsicht. Hier braucht kein Jahrhundert des Kindes erstrebt zu werden, hier währt sein Jahrtausend seit undenklichen Zeiten, auch mit den Extremen, in die wir jenes leider hineinstürmen sehen. Vornehmlich in seinen ersten Lebensjahren ist das Kind der schrankenlose Verzug von groß und klein, das verhätschelte lebendige Spielzeug, an dem man den ganzen Tag herumtändelt, putzt, streichelt, küßt und tätschelt, und besonders sind es die Väter, die mit übertriebener Zärtlichkeit ein gut Teil ihrer Tageszeit vergeuden. Sieht man die Mutter nicht einen Augenblick ohne Arbeit, so sieht man den Vater – wenn er nicht schläft – nicht einen Augenblick ohne das Spiel „Kinderliebhaben", wobei aber der eine dem anderen in dieser Liebe nichts nachgibt. Dem Manne läßt die wirtschaftliche Arbeitsteilung nur mehr Stunden frei als der Frau, während die seruelle ihm das Spiel überläßt, wo die Frau sich praktischer Mutterliebe widmen darf. Kommt es wirklich mal vor, daß Vater dem verwöhnten kleinen Kerlchen einen leichten Klaps versetzt – man sieht es sehr selten –, so stapft er schreiend zur Mutter und findet bei ihr sicher eine unverständige Teilnahme an seinem Unglück und ein paar tröstende Züge an der natürlichen Quelle. Drei-, vier-, ja sechsjährige Gören laufen so zwischen Mutterbrust und Kumysschlauch hin und her, immer hungrig und durstig, immer schleckend und lutschend, knurrig, wenn sie nicht gleich ihren Willen bekommen, und eiligst von den lieben Eltern bedient, damit das schiefe Mäulchen sich wieder gerade richtet. Das Urteil über

die Affenliebe zu den kleinen Kindern verschiebt sich vielleicht etwas zugunsten der Kirgisen, wenn man in Rechnung zieht, daß ihre Hütte einräumig ist und keine Kinderstube hat, und daß das Gekose mit den Kindern im Beisein des Fremden manchmal eine Verlegenheit verbergende Geste sein mochte; aber es behält noch genug Unterlagen, um richtig zu sein, und wurde mir schließlich auch im Gespräch von Einheimischen bestätigt.

Wächst das Kind heran, so verlangt die rauhe Wirklichkeit des Nomadenlebens rasch nach ihm. Es sammelt morgens den Pferde- und Kameldung zur Feuerung, trägt die kleineren Geschwister auf dem Arm und beschäftigt sie, hilft Wasser vom Brunnen holen und die Herden dahin treiben, hält die Schafe beim Melken u. dgl. Früh lernt es reiten, man hat besondere Kindersättel, die vorn und hinten mit einem hohen, meist geschnitzten Aufsatz versehen sind, so daß der kleine Reiter nicht herausfallen kann. Meist geht es auch ein paar Jahre in die Schule, d. h. es lernt bei einem Mulla – wenn eben ein solcher vorhanden ist – den Koran lesen. In großen Aulen richtet man eine eigene Kibitke für den Mulla her, die dann zugleich die Schulstube bildet; sonst tut es ein flüchtiges Mattendach oder eine Erdgrube, über der ein mit Filzdecken belegtes Stangengerüst Lehrer wie Schüler gegen die Sonne schützt, wenn nicht der einfache Schatten der Kibitke genügen muß. Der Unterricht beginnt etwa mit dem achten Jahre und dauert drei bis vier Jahre. Bei den Turkmenen erzählte man mir die merkwürdige Sitte, Kinder, die für den Mullaberuf bestimmt sind, also nachher in Chiwa studieren sollen, später als die übrigen mit dem ersten Unterricht beginnen zu lassen, angeblich, weil die richtige Aussprache einzelner Laute, z. B.

des R, sehr schwer und erst spät gelernt würde. Das wäre eine hervorragend weise Schulhygiene, die den Körper wohl vorbereitet wünscht, ehe ihm die geistigen Anstrengungen zugemutet werden. Dabei ist freilich nicht von geistiger Arbeit in unserem Sinne zu sprechen, das Auswendiglernen einiger Koransuren verdient diesen Namen nicht, es läuft ganz im Rhythmischen des Organismus ab. Kommt man in den Städten des Orients in die Nähe von Schulen, so hört man bald das Surren und Summen und Durcheinanderschwirren von Stimmen, das dadurch entsteht, daß alle Kinder gleichzeitig laut ihr Pensum herleiern und sich einzuprägen suchen. Schaut man durch die Tür in die Schulstube hinein, so sieht man vierzig bis fünfzig hockende Körper in taktmäßiger Bewegung nach vorn und hinten pendeln, achtzig bis hundert Hände dabei in demselben Gleichmaß scheuernd die Knie auf und nieder entlanggleiten, ein Bild, das sich unvergeßlich dem Gedächtnis einprägt. Mir so eindringlich, daß ich sein Fehlen bei den Kirgisen der Steppe bemerkte; da war kein Oberkörperpendeln und kein Kniescheuern, da war also wohl auch kein sonderlicher Fleiß und Ernst.

So wenig wie die geistige, füllt die im Haushalt in Anspruch genommene körperliche Arbeit des Kindes Tagesstunden aus, es behält genügend Zeit zum Lungern, Schlafen und Spielen und findet in der Übung dieses Trios die passendste Vorbereitung auf den zukünftigen Beruf des erwachsenen Kirgisen. Das Spiel lehrt, wie überall, was das Leben dereinst verlangen wird, die Mädchen ziehen deshalb Puppen an, die Knaben schnitzen sich Pferde. Die Puppen haben ein einfaches Untergestell von Holzstäbchen oder Rohrhalmen, auf dem bunte Zeugfetzen in mehr oder

weniger treuer Wiedergabe weiblicher Kleidungsstücke angebracht sind und namentlich das gelbe Halstuch und den steifrandigen Kopfüberhang der Turkmeninnen, den weißen Turban der kirgisischen Frauen als die nationalen Charakteristika darstellen. Die Köpfe werden durch eckig oder kreisrund zu einer Scheibe zusammengelegte Zeuglappen markiert. Außerdem fertigen sie Tierpuppen aus Zeug und aus Knochen; letztere sind besonders drollig, Schafunterkiefer mit Zeug umwickelt stellen dabei Kamele vor, denen sogar Sattel und Leitseil nicht fehlen, und mit denen man „Umziehen des Auls", Aufladen und Abladen usw. spielt. Die Pferde sind entweder aus dem weichen Kalkstein des Landes geschnitten oder aus Holz, mit oder ohne bewegliche Beine, geschnitzt. Ein Zeuglappen deutet den Sattel an. Bei einem Turkmenenjungen fand ich auch einen Stall für sein Pferde, eine kleine Grube, die mit einem Kranz von Steinen umgeben und mit einem Stückchen Eisenband bedeckt war, ein Schutz, der so rührend kindlich fromm anmutete, daß ich mit Überwindung daranging, ihn beiseite zu schieben und den Stall zu berauben. Es war vier Uhr morgens und Zeit zum Aufbruch, der Junge schlief noch, ich mußte das Pferdchen haben, was also machen? Ich nahm es, legte als Zahlung eine kleine Trompete hin und hoffte, daß der Schmerz über den Verlust des leicht ersetzbaren Spielzeugs durch die Freude an dem seltenen fremden Wunderding überwunden werden möchte.

Die Knaben haben außerdem Schleudern aus Filz und Bogen und Pfeil, mit denen sie auf Vögel jagen. Der Bogen ist fast halbkreisrund und aus Holz – es gibt auch solche aus Knochen, doch war es mir unmöglich ein

derartiges Stück zu erhalten oder nur zu sehen – der Pfeil besteht aus einem Schilfrohr, in dessen eines Ende eine einfache, durch ein Klümpchen Kameldung gesicherte Nadel gespießt ist. Wie alle Kinder, messen sich die kirgisischen im Wettlaufen, Ringen und Haschen, sie treiben Kreisel, die sie mit dem Finger drehen, tragen sich Huckepack u. dgl. Unserem Pferdespielen entspricht ihr Kamelziehen, wobei einer das Ende eines Stricks in den Mund nimmt und ein anderer zieht, unserem Fußball ihr Knochenwerfen, das bei Mondschein in der Steppe von zwei Parteien, die den Knochen so weit wie möglich fortschleudern müssen, geübt wird.

Sehr beliebt sind die Würfel, bemalte Schafknöchel, mit denen außer den Jungen auch die Alten noch gern spielen, und für die es im Freien wie in der Kibitke eine Masse Spielweisen gibt. Ich nenne einige davon:

kakbákyl: Man nimmt sechs Knöchel in die Hand, wirft sie in die Luft und sucht sie mit dem Rücken derselben Hand aufzufangen; die so gefaßten wirft man noch einmal hoch und fängt sie wieder auf, bald mit der Handfläche, bald mit dem Handrücken, bald einzeln nacheinander, bald so, daß man neue Knöchel aufnehmen muß, bevor die hochgeworfenen wieder gefangen werden, oder daß man inzwischen in die Hände zu klatschen, das Knie zu berühren, das Ohr zu fassen hat usw. Jede solcher Komplikationen wird anders berechnet.

jirmeykl: Von zwei Spielern bestimmt der eine die Fläche des Knöchels, die nach dem Wurf nach oben liegen soll, und der andere muß danach werfen.

sassyr: Die Würfelflächen haben verschiedenen Wert, und je nach dem der obenliegenden zahlt oder bekommt der Spieler etwas.

bes tas (= fünf Knochen): Man wirft einen von fünf Knöcheln hoch und muß die vier anderen aufnehmen, bevor der erste wieder herunterkommt.

Chan (Fürst): Man würfelt die Knöchel aus und sucht von je zwei benachbarten den einen mittels des anderen zu treffen, ohne einen dritten zu berühren. Gelingt es, so nimmt der Spieler den getroffenen Knöchel an sich. Es wird so lange fortgespielt, bis nur noch ein – der von vornherein als „Chan" bezeichnete – Würfel übrig bleibt. Wer trifft, ist Sieger.

Knöchel werden auch zu einem Spielzeug gebraucht, wobei eine Schnur gedreht und rasch gespannt wird, so daß ein surrender Ton entsteht.

kol tusak (= Hand Schlinge): Ein Kind hält eine offene Bindfadenschlinge in der Hand und legt hinter sie einen Gegenstand; ein anderes steckt die Hand von vorne her durch und sucht den Gegenstand zu packen und wegzureißen. Gelingt es, ehe der Partner die Schlinge zuzieht, kann es den Gegenstand behalten; wird es gefangen, muß es ein Lied singen oder auf ähnliche Weise sich loskaufen.

korjyn schalmak: Ein Kind kriecht auf allen vieren auf dem Boden und sucht zwei andere abzuwerfen, die sich quer über seinen Rücken gehängt haben (wie die Doppeltaschen auf den Pferden hängen) und sich gegenseitig mit den Händen festhalten.

Ferner dieses: Man formt aus einem Tuch die Figur eines Hasen und legt sie mit irgendeinem anderen Gegenstand zwischen die Spielenden. Einer von diesen dreht sich um, ein anderer nimmt den

Gegenstand weg, und jener muß nun raten, wer der Dieb war. Er kehrt in den Kreis der Spieler zurück und tut, als spräche er mit dem Hasen, um sich von ihm sagen zu lassen, wer es gewesen ist, während alle Anwesenden der Reihe nach den Hasen mit dem Finger berühren; er hat aber vorher heimlich mit einem Freund ausgemacht, daß dieser in der Reihenfolge der Spieler hinter dem Täter den Hasen antippen soll, und daher rät er immer richtig.

Oder: Jemand hält die beiden Hände mit den Fingerspitzen aneinander in einer Art Betstellung vor sich und stellt damit die Kibitke der Braut vor. Ein anderer tippt mit seinem Finger daran, der den Bräutigam bedeutet, und fragt: „Wo soll ich hinein, hier?" Antwort: „Nein, Mutter läßt dich nicht ein." Er tippt eine andere Stelle an und fragt wieder: „Hier?" Antwort: „Nein, der Hund läßt dich nicht ein", und so fort, endlich führt er den Finger von oben ein und „die Kibitke stürzt zusammen".

Das weltverbreitete Fadenspiel gibt es auch bei den Kirgisen, die es tschedérr-tüjün nennen und in seinen Figuren die Vorkommnisse des täglichen Lebens, die Gegenstände ihrer Umgebung wiederholen, so in einer „Schnur zum Knoten, d. h. zum Fesseln der Pferde" genannten Figur.

Von Abzählreimen hörte ich folgende:

akem akém	Vater, lieber Vater (Zusammenhang mit aká = älterer Bruder?)
kirkil tank	Rücken
karman tank	Huhn
tüjün tüjün	Knoten (= Beschluß, Rat)

tüden kalgan	Sohn des Knotens (= jemand, der sein Wort wirklich hält (tüden wahrscheinlich = tüjünen = von dem Knoten, kalgan = das Übriggebliebene)
bir balasy	Einziger
belang koschgar	verirrtes Schaf
beltreng tart	zieh den Fuß weg
djunung menen	wie es sich gehört,

wobei drei Kinder im Kreise sitzen und die Füße gegeneinander stemmen, daher „zieh den Fuß weg".

Eine Fingergeschichte, analog den unserigen (z. B. „Dies ist der Daumen, er schüttelt die Pflaumen usw.") lautet folgendermaßen:

Der Daumen hat gesagt: „Wir wollen Gott totschlagen."

Der Zeigefinger antwortet: „Ja, das wollen wir tun."

Der dritte Finger fragt: „Warum?"

Der vierte gibt zu: „Ja, man kann es tun."

Der fünfte führt es aus: „Gib uns Gott her, was ist dabei besonderes? gib Kopf, Füße und Beine, wir wollen die Haare abbrennen" (wie beim Schafschlachten).

Daher stammt die verschiedene Länge der Finger.

Wer bei den kindlichen Scherz- und Wettspielen verliert, wird gehänselt und muß sich lustigen Strafen unterwerfen, z. B. er muß Asche holen, einen Knöchel darunter legen, die Asche wegblasen und den Knöchel mit den Lippen fassen und aufheben, wobei das Gesicht natürlich schwarz wird. Der Scherz erinnert an ein von Radloff erwähntes Spiel zwischen jungen Leuten.

Zum Schluß füge ich hier einige Rätsel und Sprichwörter an.

„balám sarán aitaman kelinim sin tenada“
Sohn dir ich sage Schwiegertochter du höre
(tany = erkenne).

Bedeutung: Der Vater darf der Schwiegertochter direkt keinen Vorwurf machen, er macht ihn also dem Sohn, meint aber dessen Frau und will auch von der verstanden werden. Ebenso sagt er z. B. seinem Sohn, was ihm an Fremden, die bei ihm abgestiegen sind, nicht gefallen hat, setzt das Sprichwort hinzu und weiß, daß der Sohn ihn versteht, daß nämlich er selbst die Fehler gemacht hat.

„Patschang sogur bolsa bir kusin diksibät“
Kaiser (= kör, blind?) wenn er ist ein Auge schließen
tu. – Wenn dein Kaiser blind ist, geh vorüber und mach ein Auge zu.

Bedeutung: Man soll nicht besser erscheinen wollen, als der Vorgesetzte.

„kümnín djerín djerlesín sonung djren djerlásen“
Wessen Erde man bewohnt, dessen Lied muß man singen.

„Der Gast grüßt beim Sichsetzen und Aufstehen“ (wie der Wirt).

Bedeutung: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.

„Wenn ein Hund einmal fällt, muß er noch dreimal fallen.“

Bedeutung: Ein Unglück kommt selten allein.

„Im Sommer mach' dich auf, im Winter kriech' zusammen“ (von der Kleidung entnommen).

Bedeutung: Sei nicht geizig, nutze die Zeit und zur rechten Zeit, was du hast; oder auch: Schieb deine Arbeit nicht auf. In jeder Beziehung also „carpe diem“.

„Arbeite so viel zusammen wie ein Berg, du bekommst ein Korn."

Bedeutung: Es nutzt alles Arbeiten nicht, wenn Gott nicht gibt: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

„Der Faulpelz sagt sich selbst von Gott los."

Bedeutung: Jeder ist seines Glückes Schmied. (Also eine praktische Ergänzung des vorigen.)

„Wer im Kopf nichts hat, bei dem haben die Füße keine Zeit zum Ausruhen."

Wir sagen: „Was man nicht im Kopf hat, muß man in den Beinen haben."

„Schwill nicht wie eine Geschwulst, du wirst platzen."

„Füll dich nicht mit Wasser, du wirst überlaufen."

Bedeutung: Sei nicht übermütig in deinem Glück. Trost für einen, der den Wechsel des Glücks durchkostet.

„Dauert eine Seuche auch vierzig Jahre, es stirbt, wen Gott will."

„Ein Kalb, das spielt, tritt ins Feuer."

Bedeutung: Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis.

Rätsel.

Man zieht an einer Schnur und ein Berg steht auf. (Kamel.)

Am Tage hat es ein reines, in der Nacht ein narbiges Gesicht. (Himmel.)

Im Kinde liegt die Mutter. (Arbuse, d. i. Wassermelone.)

Der Vater hebt das Kind, aber das Kind die Mütze. (Das Kibitkengitter hält die Dachsparren, diese den Dachkranz.)

Es ißt und trinkt und geht dann in seine Höhle. (Messer.)

Weiße Kibitken ohne Tür und Fenster. (Ei.)

Zwölf Schwäne bringen je dreißig Schafe, von denen die Hälfte schwarz, die Hälfte weiß. (Jahr.)

Zwei zu gleicher Zeit geborene Schafe ohne Knochen. (Die weiblichen Brüste.)

Zum Schluß noch einige volkstümliche Erklärungen:

Erklärung der Mondfigur: Sonne und Mond stritten sich um die Schönheit und Helligkeit. Da hat die Sonne den Mond ins Gesicht gekratzt und ist weggelaufen.

Erklärung des großen Bären: Sieben Diebe haben die Tochter des Kaisers im Nordstern geraubt. Dessen Pferde aber (die Sterne des kleinen Bären) sind angebunden, und der Kaiser kommt daher nicht, um seine Tochter zu befreien.

Auf der Milchstraße fliegen die Vögel nach Mekka.

Der Hahn kräht, wenn ein anderer im Himmel kräht, er hält den Kopf schief und horcht nach oben.

5. Kapitel

Hochzeit und Ehe

Die Brautschau geht vom Vater des Bräutigams aus, geschieht durch einen Vermittler und beginnt sehr früh, zuweilen schon im ersten, meistens zwischen dem dritten und achten Lebensjahre. Bei der Auswahl des Mädchens sieht man nicht so sehr auf passendes Lebensalter – der Unterschied kann sechs und mehr Jahre auf der einen oder anderen Seite betragen – als auf Reichtum und Stand, wobei Reichtum nicht im Sinne einer guten Partie zwecks Aufbesserung des eigenen Vermögens steht, sondern nur soviel bedeutet, wie Ebenbürtigkeit. Denn der Bräutigamsvater hat an den Brautvater eine bestimmte Zahlung zu leisten, den Kalym, dessen Höhe sich nach dem Vermögen richtet, so daß der Reichere auch mehr zu zahlen hat; allerdings erhält er eine Gegenleistung, die sich ebenfalls nach der Kapitalkräftigkeit richtet, aber sie bleibt immer hinter dem Kalym zurück, so daß eine Bereicherung des Bräutigams unmöglich ist. In der Regel wenigstens; es kommt nämlich, wenn auch selten, vor, daß Armut durch gute Familie ausgeglichen wird, daß z. B. jemand, dessen Familie früher reich gewesen und verarmt ist, aber ihren guten Namen behalten hat, bei einem Reichen mit Erfolg anhält und dann nur einen schwachen Kalym zu zahlen hat, wie er seinem Vermögensstand entspricht. Aber das ist, wie gesagt, selten, in der Regel bleibt Reich bei Reich, da für den reichen Kalym auch

eine reiche Gegengabe zu erwarten steht, Arm bei Arm, da der Arme den von dem Reichen geforderten Kalym nicht zahlen kann.

Eine weitere Schranke ist der Brautschau durch die Familienverwandtschaft gezogen, da nach alter Sitte verboten ist, eine Frau aus derselben Sippe zu nehmen. Die Sippenzugehörigkeit reicht sehr weit, sie umfaßt heute zehn Generationen, d. h. alle Kirgisen auf Mangyschlak stammen von einem aus Norden, der Gegend von Uralsk eingewanderten Manne Adai ab. Dieser hatte zwei Söhne, Kudaike und Kelembede. Von letzterem stammte z. B. in zehnter Generation mein Führer Uras ab, bis zu ihm hinauf führt seine Sippe und die Forderung der Exogamie, er durfte also nur eine Frau heiraten, deren Stammbaum auf den ältesten Sohn Adais zurückführt. Bei diesem Namen Adai sei nebenbei bemerkt, daß ich zuerst an Adam dachte und demgemäß in dem Stammbaum den willkürlichen Schluß einer sagenhaften Tradition sah, aber die ausdrückliche Versicherung erhielt, daß es sich um echte Familienüberlieferung handle.

Die Kirgisen unterscheiden genau die Forderungen der alten Volkssitte von den Vorschriften des Korans. Dieser verbietet nur allgemein die Ehe zwischen Blutsverwandten, und da er für das Rechtsleben maßgebend ist, so kann die Sitte nur auf seiner Grundlage gewahrt, die Verletzung des weitergehenden traditionellen Brauches nicht bestraft werden, und so fängt man tatsächlich an, sich von dem letzteren zu emanzipieren.

Der Vater des Bräutigams schickt nun also seinen Mittelsmann zum Vater der Braut, läßt ihm einen Kalym in bestimmter Höhe, Geld, Vieh, Teppiche,

Chalate, anbieten und ihn nach der Höhe der beabsichtigten Gegenleistung, des sogenannten Kiit fragen. Auf Grund dieser Angebote sucht man sich zu einigen, es kommt aber auch vor, daß der erstere auf den bekannt rechtlichen Charakter eines Brautvaters vertraut und seinen Kalym anbietet, ohne nach der Gegengabe zu fragen. Er muß sich dann mit dem zufriedengeben, was er bekommt, und kann nicht reklamieren, falls er in seinen Erwartungen getäuscht wird. Man sieht, daß es im Grunde falsch ist, bei den Kirgisen von einem Kauf der Braut zu sprechen, denn beide Parteien zahlen; sie ersetzen sich gegenseitig die Ausgaben für den Lebensunterhalt der Kinder bis zu deren Heirat wie den Ausfall von deren Arbeitswert nach der Heirat und legen gemeinsam den Grundstock der späteren Aussteuer an, die allerdings dank dem patriarchalischen Familiensystem in den Besitz der Väter übergeht, die den Kindern davon geben, was ihnen beliebt. Daß der Bräutigam mehr zahlt, als er wiederbekommt, erklärt sich daraus, daß das Mädchen den Aul des Vaters verläßt, diesem also wirtschaftlich ganz verloren geht, während der junge Mann bei seinem Vater bleibt. Daher erhielt ich auch auf meine Frage, ob man sich lieber Knaben oder Mädchen wünsche, die Antwort „Knaben", obwohl die Mädchen den höheren Kalym einbringen; ihre Arbeitskraft und wirtschaftliche Nutzung geht eben nach der Heirat dem Vater verloren. Dasselbe sagt ein Sprichwort, das ich bei den Turkmenen fand: „Besser ins Meer werfen, als Mädchen füttern."

Das kirgisische Heiratszeremoniell kennt sieben Hochzeiten, d. h. sieben Stationen einer umständlichen Formalitätenreihe, deren jede durch ein Fest gefeiert

wird, und jedes Fest wird Hochzeit genannt, obwohl Einsichtige sich über das Unzutreffende des Ausdrucks klar geworden sind. Die Hochzeiten gehen bei den Eltern um, so daß die erste, vierte und sechste im Aul des Mädchens, die zweite, dritte, fünfte und siebente in dem des Knaben stattfindet. Hat man sich über den Kalym und Küt geeinigt, so findet die erste Hochzeit statt. Der offizielle Vertreter des Bräutigams, meist ein erwachsener Bruder, Onkel oder Vetter, in ganz außerordentlich seltenen Fällen der Vater, reitet mit einigen Verwandten zum Aul des Mädchens, wohin schon die Freunde des Hauses eingeladen sind, und wird dort in einer besonders für die Gesandtschaft aufgestellten Fremdenkibitke bewirtet, getrennt von den übrigen Gästen. In der Kibitke haben die Frauen gleich hinter der Schwelle eine flache Grube ausgehoben und sie mit Filz bedeckt. Sobald die Fremden eintreten, stolpern sie in diese Grube, und in demselben Augenblick stürzen sich die Frauen, die sich seitlich von der Tür aufgestellt hatten, auf sie und schmieren ihnen Mehl ins Gesicht. Allgemeiner Jubel belohnt den Spaß. Die Männer reinigen sich wieder und setzen sich auf den Ehrenplatz an der Wand der Kibitke gegenüber der Tür. Man ißt, trinkt, singt, spielt und scherzt, die Frauen tun sich in der Neckerei hervor, sie bewerfen die Männer mit Brötchen, Nüssen u. dgl., andere machen sich hinter und neben den Gästen zu schaffen, hantieren scheinbar an den längs den Wänden hochgeschichteten Truhen und Decken, oder sie rollen draußen den Filzbehang der Kibitke hoch, um Luft zu machen, in Wirklichkeit aber nähen sie die Chalate der Männer untereinander und an den Sprossen der Kibitke fest. Wieder entsteht großer Jubel, wenn die Leute aufstehen und merken,

daß sie aneinandergebunden sind. Sie müssen nun die Frauen bitten, sie freizugeben – sich selbst loszubinden, wäre gegen die Sitte – und sich durch ein Lösegeld (Chalat, Stoffe, bares Geld) freikaufen. Nach der Bewirtung verlieren sich allmählich die Gäste des Hauses, nur die Abgesandten der Bräutigamsfamilie bleiben, werden vom Gastgeber beschenkt, wobei der Verwandtschaftsgrad die Höhe des Geschenkes bedingt, und erhalten den Kiit, die bei den ersten Verhandlungen vereinbarte Gegengabe, für den – noch nicht bezahlten – Kalym. Nachdem sie ihrerseits zum Gegenbesuch eingeladen haben, reiten auch sie nach Hause.

Nun wartet man, bis die Kinder erwachsen sind. Stirbt inzwischen das Mädchen, so muß der Kalym zurückgezahlt werden. Scheint dem Vater die Zeit zum Heiraten gekommen, so läßt er bei der Familie des Mannes anfragen, ob sie mit der Hochzeit einverstanden ist, und über das Geschenk verhandeln, das der Bräutigam bei seinem ersten Besuch der Braut mitbringen muß. Meist wenigstens wird dieses Geschenk, „Kadé" genannt, vorher verabredet, um spätere Unzufriedenheiten zu vermeiden. Zu Hause feiert man für den Bräutigam eine Art Abschiedsfest (dritte Hochzeit), und dann reitet er, festlich geschmückt, auf seinem besten, neugesattelten Pferde und in Begleitung einer oder zweier Freunde oder Verwandten mit seinem Kadé zum Aul der Braut, in welchem nun die „vierte Hochzeit" stattfindet. Die Vorbereitungen zu dieser sind besonders umfassend, zahlreiche Einladungen ergehen lange vorher, man leiht sich Kibitken zur Aufnahme der Gäste, schreibt Pferderennen aus und stiftet Preise für sie, kauft ein, stellt Schafe zum Festbraten bereit usw. Als erste Gäste treffen die nächsten

Verwandten schon am Abend vorher ein, stellen ihre Kibitke auf und helfen der Familie bei den Zurüstungen. Am Morgen des Festtags strömt es truppweise herbei, und ein buntbewegtes Leben füllt bald den Aul. Hier drängen sich, die Vorderbeine zusammengekoppelt, festlich aufgeschirrt, an hundert Pferde zum Knäuel zusammen, man bewundert ihre neuen Filzdecken, die bestickten Lederkissen, die geschnitzten knocheneingelegten Sättel; dort qualmen in langer Linie die Kamelmistfeuer unter großen eisernen Kesseln, in einer leeren Kibitke daneben wird das fertiggekochte Fleisch in Portionen geteilt, eine schwierige Arbeit, da die Gäste je nach Alter und Rang auf besondere Stücke Anspruch haben und gruppenweise aus gemeinsamen Schüsseln speisen. Ein erfahrener Verwandter nimmt daher die Verteilung vor, und unter seinem Vortritt werden die Schüsseln auch ausgetragen. Zwischen den Kibitken ist ein beständiges Kommen und Gehen, man begrüßt sich, erzählt sich Neuigkeiten, bespricht die in Aussicht stehenden Wettrennen, verabredet Wetten, Ringen u. dgl. Jeder neu Eintreffende wird feierlich empfangen und zu den Kibitken geführt, in denen ihn Scherzen und Lachen, Gesang und Saitenspiel, kühler Kumys und ungezählte Tassen Tee erwarten, und die von neugierigen Zaungästen ständig umlagert sind.

Der Bräutigam nimmt an all dem nicht teil, er muß etwa eine Werst vor dem Aul haltmachen und mit seinem Begleiter oder – wenn er nur einen hat – allein hinter einem Hügel oder in einer Talmulde oder einem ähnlichen Versteck, in dem er nicht gesehen wird, warten, indes sein Freund zum Aul reitet und seine Ankunft meldet. Der Freund wird gleich den übrigen Gästen in eine der Kibitken geführt und bewirtet, ein

Haufe Frauen und Mädchen eilt aber in das Versteck des Bräutigams, der bei deren Nahen aufsteht und sie durch eine dreimalige, wie beim Gebet tiefe Verneigung stumm begrüßt, und erbietet sich, ihm gegen Beschenkung eine Hütte zu bauen; der verweist sie an seinen Freund, die Frauen laufen nun zu dessen Kibitke, lassen sich von ihm ein Geschenk geben, das „Tschaterbeigassi" (Zeltgeschenk) heißt, und bauen aus Stangen und Filzdecken ein Zelt, neuerdings auch wohl eine Kibitke, in welcher der Bräutigam die nächsten achtundvierzig Stunden zubringen muß. Er ist gleichsam ein Gefangener der Frauen, die ihn von Aul und Braut fernhalten und mit allerlei Witzen und Sticheleien hänseln; gleichzeitig sorgen sie jedoch für sein leibliches Wohl, bringen ihm von dem Festessen und unterhalten die Teemaschine.

Wie der Bräutigam, so hat auch die Braut wenig von dieser Hochzeit. Sobald sie erfahren hat, daß ihr Zukünftiger vor dem Aul angekommen ist, bleibt sie still an der Wand ihrer Kibitke sitzen, verhüllt sich das Gesicht und markiert Scham, Trauer und Angst. Die Freundinnen leisten ihr Gesellschaft und trösten sie. Das wird namentlich nötig, wenn das Schafschlachten beginnt, das durch kleine Mädchen der Braut offiziell mitgeteilt wird, dann weint und schreit alles in verzweifelten Tönen. Übrigens geht es auch bei dem Schlachten und Kochen nicht ohne Geschenke ab, die der Vertrauensmann des Bräutigams an alle austeilen muß, die dabei helfen. Nach dem Mittagessen beginnt die große Hauptnummer des Festes: das Wettrennen. Eine Bahn von zehn, auch zwanzig und fünfundzwanzig Werst ist ausgemacht, die Reiter, meist Knaben und junge Burschen, sind an den Start

gegangen, am Ziel vereinigt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft, alte Honoratioren wohl in der Arba, sonst alles zu Pferde, und wartet auf die Ankunft des Rennens. Eine ferne Staubwolke: „Sie kommen, sie kommen," alles drängt zur Bahn, setzt sich in Galopp, sprengt nebenher, feuert die Reiter an, drängt die feindlichen beiseite, die Freunde des ersten Pferdes werfen dem Reiter ein Tau zu und helfen ihm so mit ihren frischen Pferden den Sieg gewinnen. Einige Zehnrubelscheine sind der Preis des Siegers. Dem Hauptrennen folgen weitere Wettrennen zu Pferde, Scheinkämpfe, Taschentuchaufheben im Galopp, ferner Wettringen u. dgl. Dann reitet alles zum Aul zurück, versammelt sich um die Kibitke der Braut, der Filz wird hochgehoben, so daß man durch das Gitterwerk die verhüllte Braut im Kreise ihrer Freundinnen sehen kann, und man singt improvisierte Loblieder auf sie, auf die Familie usw. Die Sänger erhalten von der Mutter der Braut Geschenke.

Für die Alten ist damit das Ende des Festes gekommen, sie reiten nach Hause, während die jungen Männer mit den Mädchen zusammenbleiben und sich für ein neues Stadium des Festes rüsten, den Kampf. Den Abend des Hochzeitstages muß die Braut in der Kibitke einer befreundeten Familie zubringen, die dafür vom Bräutigam bzw. dessen Bevollmächtigten – denn jener befindet sich noch immer in seinem Zelt – bezahlt ist, und die nun die weitere Festordnung übernimmt. Der Mann schickt seine Frau zu der Braut und läßt sie auffordern, zu ihm zu kommen. Sie weigert sich. Wiederholtes Bitten hat denselben negativen Erfolg. Die Frau wendet sich nun an die Freundinnen, sie möchten ihr die Braut zuführen, stößt aber auf dieselbe

beharrliche Weigerung, und sie holt sich nun eine Anzahl Frauen zur Hilfe, die versuchen, die Freundinnen von der Braut loszureißen und diese selbst herauszuzerren. Ein wilder Kampf entspinnt sich, die Verteidiger klammern sich mit der einen Hand an die Sprossen der Kibitkenwand, die nicht selten dabei zerbrechen, und umfassen sich mit der anderen gegenseitig, so daß sie wie ein Schutzwall vor der verängstigten, fast zerdrückten Braut liegen; die Gegner packen sie bei Arm und Schultern und versuchen sie nach vorne zu ziehen. Der Kampf endet mit dem Siege der Brautpartei. Die Besiegten dürfen sich nun nicht zufrieden geben, denn ihre Führerin hat schon vom Bräutigam das Geld für die Bewirtung der Braut erhalten, muß also auf jeden Fall ihre Verpflichtung erfüllen. Sie holt sich nun Männer zur Hilfe, verspricht ihnen Geschenke, die sie sich ihrerseits vom Bevollmächtigten des Bräutigams ersetzen läßt, und mit vereinten Kräften beginnt der Kampf von neuem, der noch eine Zeitlang unentschieden bleiben kann, wenn die Braut sich gleichfalls Männer als Bundesgenossen holt, endlich aber mit dem Unterliegen der letzteren abschließt. Eine Freundin nach der anderen wird aus der Kibitke gezerrt, und die schreiende, sich wehrende Braut unter großem Halloh in einem Teppich zu jener Familie getragen, in der sie den Abend verbringen muß. Hier wird fröhlich gefeiert, gesungen, gespielt, gegessen und getrunken, nur die Braut sitzt stumm dabei. Um zwölf Uhr abends muß diese in die Kibitke des Vaters zurückkehren, um hier den Bräutigam zum ersten Male zu begrüßen; sie weigert sich aber ebenso wie am Nachmittag, und wieder beginnt ein Kampf um sie, nur mit dem Unterschied, daß die Familie, in der sie den

Abend verbracht und die vorher gegen sie war, jetzt für sie eintritt, da sie nicht zulassen kann, daß ein Gast aus ihrem Zelte, in welchem sie dem unbedingten Schutze des Hausherrn unterstellt ist, geraubt wird. Wie das erstemal werben auch jetzt beide Parteien Bundesgenossen, wie damals endet der Kampf damit, daß man die schreiende und weinende Braut in einen Teppich packt und fortträgt. Auf halbem Wege stellen sich noch einmal die jungen Leute dem Zuge entgegen, werden aber durch Geschenke gewonnen und geben die Braut frei, die nun in die väterliche Kibitke gebracht wird. Hier bleibt sie allein, d. h. da die Hütte nur einen Raum hat, und die Eltern mit darin schlafen, ist eine Gardine von Wand zu Wand gezogen und so eine Ecke als Brautgemach abgeteilt, in dem die erste Begrüßung der Brautleute stattfindet. Eine Verwandte der Braut spielt die Vermittlerin, sie holt den Bräutigam aus seinem Versteck und führt ihn an die Außenwand der Kibitke, wo er warten muß; sie selber geht hinein, nimmt die Hand der Braut und legt sie durch das Gitter der Wand hindurch in die Hand des draußen stehenden Mannes. Dann führt sie diesen in die Kibitke, wobei noch vielfach andere Frauen ihn erfassen und festhalten, bis er sich durch ein Geschenk loskauft, stellt ihn der Braut etwa mit den Worten vor: „Hier ist dein Bräutigam, Gott und deine Eltern haben ihn gewollt, nun sprecht zusammen", erhält ebenfalls ein Geschenk und geht dann, die jungen Leute allein zu lassen. Sie bleibt aber draußen an der Wand stehen, horcht, wie das Mädchen sich benimmt, verweist sie, falls sie nicht freundlich genug zum Manne ist, und geht erst fort, wenn die Braut selber sie wegschickt, ein Zeichen, daß sie mit dem Manne einverstanden. Nach

althergebrachter Sitte darf in diesem Stadium des Heiratszeremoniells ein intimer Verkehr noch nicht stattfinden.

Vor Tagesanbruch muß der Bräutigam wieder in seinem Versteck sein, wo er weitere vierundzwanzig Stunden bleibt. Es kommt vor, wenn auch selten, daß die Braut ihn hier während der Nacht besucht. In der Frühe des dritten Tages verabschiedet er sich von den Frauen und Mädchen, die ihm geholfen haben, wobei allerlei Kurzweil getrieben wird, sie halten ihn zum Scherz fest, versuchen ihn vom Pferde herunterzuzerren, der Freund muß ihn durch Geschenke loskaufen, und er reitet nach Hause.

Die nächste Zeit geht damit hin, daß der Bräutigam Geschenke – Chalate, Schafe usw. – für die Eltern der Braut zusammenbringt; er darf das Mädchen jetzt besuchen, aber nach alter Sitte nur sehen und sprechen. Dann findet in seinem Aul die „fünfte Hochzeit" statt, die wie die dritte verläuft, nur mit dem Unterschied, daß ihre Kosten von den Verwandten getragen werden. An sie schließt sich gleich die „sechste Hochzeit", die der vierten gleicht. Einladung und Bewirtung sind dieselben, außer der Kibitke für die Gäste stellt man aber eine ganz neue für die Braut auf. Der Bräutigam bringt seine Geschenke zum Aul der Braut und hat wieder in seinem Versteck zu warten. Die Braut wird nach hartem Kampfe in die Kibitke der befreundeten Familie geschleppt, in der die jungen Mädchen und Männer spielen, singen und allerlei fröhliche Scherze treiben. Um zwölf Uhr nachts versammelt sich hier die ganze Verwandtschaft bis auf die Eltern des Brautpaares und den Bräutigam, und man läßt den Mulla kommen, der nun die offizielle Führung der Angelegen-

heit übernimmt. Nach einer kleinen Komödie, bei der ein Freund des Bräutigams dessen Vater, ein anderer den Vater der Braut vertritt, und diese über den Kalym usw. verhandeln, als finge die ganze Heiratsgeschichte eben erst an, schickt sie der Mulla mit zwei weiteren Männern als Zeugen zur Braut – die in derselben Kibitke an der Wand kauert – und läßt sie fragen, ob sie den Bräutigam heiraten will. Nach einiger Ziererei antwortet sie ja, oder sie schweigt, was als Bejahung gilt, und ihre Freundin antwortet für sie. Dann gehen dieselben Männer zum Bräutigam, der inzwischen aus seinem Versteck herausgekommen ist und draußen an der Kibitke wartet, stellen die gleiche Frage, die natürlich ohne Zögern bejaht wird, und bringen dem Mulla die Antwort. Der läßt nun den Bräutigam fragen, wieviel er ihm für die Trauung geben wolle, und erklärt sich nach langem Feilschen bereit, für fünf oder zehn Rubel, je nach dem Vermögensstande der Braut, die Brautleute zusammenzutun. Man stellt eine verdeckte Schale mit Wasser vor ihn hin, er spricht einen Segen und trinkt etwas von dem Wasser, das nun der Braut gereicht wird und, nachdem auch sie getrunken, zu dem Bräutigam hinausgetragen wird; auch er trinkt, die Schale wird wieder in die Kibitke gebracht und geht der Reihe nach, vom Ältesten anfangend, bei allen Anwesenden herum. Danach verlassen der Mulla und die anderen Männer das Zelt, der Bräutigam kehrt in sein Versteck zurück, die Frauen und Mädchen führen noch einmal einen Kampf auf, der mit der Niederlage der Braut und der Überführung in die Kibitke des Vaters endet. Jetzt tritt wieder die Frau in Tätigkeit, die ihrer Zeit die erste Begrüßung der Brautleute vermittelte. Sie führt mit ihren Helferinnen Braut und Bräutigam

zu der neuen Kibitke, wünscht ihnen Glück, und nun erst wartet der Schwergeprüften das „Endlich allein!" Freilich bleiben die Frauen draußen stehen und behorchen durch die schwatzhafte Wand das junge Glück, aber sie dürfen es nicht mehr stören. Früher war es ihre Pflicht, das Lager auf die beweisenden Zeichen jungfräulicher Reinheit zu untersuchen, sie den Eltern zu bringen und ihnen zur guten Tochter Glück zu wünschen; verlief die Untersuchung negativ, so gab es einen großen Skandal, doch war er selten, weil man sich mit der entsprechenden Verwendung von Schafblut zu helfen wußte. Heute nimmt man es nicht mehr so genau. Vorehelicher Geschlechtsverkehr scheint sehr häufig; hat er Folgen, so versuchen weibliche Verwandte, zum Teil mit Einverständnis der Mutter, aber ohne Wissen des Vaters, mit oder ohne Hilfe eines Quacksalbers, den Abort einzuleiten. Drücken oder Schlagen des Leibes wird als Methode angegeben.

Am nächsten Morgen sieht der Vater der Braut offiziell den Bräutigam zum ersten Male; er ruft die jungen Leute in seine Kibitke, segnet und bewirtet sie. Nach etwa zwei Tagen reitet das Paar mit der Brautmutter, mit seiner neuen Kibitke und der Aussteuer zum Aul des Bräutigams, dessen Vater ein Fest, die „siebente Hochzeit", gibt, ähnlich den früheren, mit Bewirtung, Spiel und Rennen, aber natürlich ohne die zeremonielle Darstellung von Kampf und Raub. Die Braut trägt hierbei eine hohe, gestickte und silberbeschlagene Samtmütze. Die Aussteuer wird gezeigt und bekrittelt, der Vater des Bräutigams dankt der Mutter der Braut und gibt all seinen Verwandten, die zum Feste etwas beigesteuert hatten, von den Sachen ab, dann geht alles auseinander. Die Aussteuer wird

Eigentum des Schwiegervaters, der seinem Sohne zum Hausstand gibt, was ihm beliebt.

In diesen Gebräuchen mischen sich wohl alte Sitten mit neuen spielerischen Zutaten, unverkennbare Reste früherer Raubehe mit Kompromissen einer friedlicheren Zeit, Forderungen patriarchalischer Strenge mit den laxen Zugeständnissen verfallender Sitte. So völlig unfrei, wie es nach der Hochzeitszeremonie den Anschein hat, und wie es früher wirklich der Fall gewesen, ist die Braut heute nicht. Saß sie auch verhüllt und teilnahmslos in der Kibitke, wurde im Kampf hin und her gezerrt, als Raubgut im Teppich fortgeschleppt, mit dem Bräutigam, den sie erst nachher zu Gesicht bekommt, verhandelt, so mußte sie doch andererseits am Schluß vor dem Mulla ihr Einverständnis mit der Heirat aussprechen. Das mag in diesem Augenblick nur mehr äußere Form sein, vorher kann die Braut aber tatsächlich von der Heirat zurücktreten, wenn sie den Mann nicht leiden mag oder einen anderen haben will. Gute Freunde vermitteln zwischen den beiden Parteien und helfen die eigentliche Schwierigkeit beseitigen, die Geldfrage. Tritt die Braut vor der vierten Hochzeit zurück, so muß ihr Vater den gezahlten Kalym doppelt wiedererstatten, tritt sie später zurück, so braucht er nur den einfachen Kalym zurückzugeben. In einem zu meiner Zeit vorkommenden Falle trat eine Braut zurück, weil der Mann zu anderen Frauen zärtliche Beziehungen angeknüpft hatte, ein gewiß selbständiger Zug. Auch die Scheidung steht der Frau heute zu. Als Grund gab man Impotenz, Untreue und schlechte Behandlung von seiten des Mannes an. Sie wird durch ein entsprechendes Schriftstück vollzogen, das zuerst vom Manne, dann vom Mulla und von dem zuständigen

Prawitel (kirgisischen Kreischef) unterschrieben wird. Die Frau unterschreibt nicht, auch nicht durch einen Vertreter, so weit hat ihre Selbständigkeit es noch nicht gebracht. Die geschiedene Frau geht zu ihren Eltern zurück oder verheiratet sich von neuem, wobei dann nur eine Einsegnung durch den Mulla erfolgt, eine Hochzeit wie die beschriebene nicht stattfindet. Die Kinder bleiben immer bei dem Vater.

Verheiratet sich ein Witwer wieder, so findet, wenn er älter als vierzig Jahre ist, nur eine Besprechung über den Kalym statt, an die sich die Zeremonie durch den Mulla anschließt; ist er jünger, so feiert man zuweilen eine Hochzeit wie die beschriebene. Stirbt der Mann, so zieht die Witwe – früher war es immer der Fall – zum Bruder des Verstorbenen und tritt in dessen Wirtschaft ein oder heiratet ihn, oder sie verheiratet sich wieder anderweitig. Die Trauerzeit beträgt ein halbes bis ein Jahr. Die Trauerkleidung besteht nur in einer veränderten Anordnung des Kopftuches.

Das Erbe fällt an die beim Tode des Vaters unverheirateten, in seinem Aul lebenden Söhne, oder wenn alle verheiratet sind, an den jüngsten, der in diesem Falle beim Vater wohnen bleibt. Die älteren Verheirateten werden schon zu Lebzeiten des Vaters abgefunden und haben keinen Anspruch an das Vermögen.

Den Kirgisen sind bis zu fünf Frauen erlaubt, doch stellen sich die polygamischen Verhältnisse heute so, daß sich die Hälfte mit einer Frau, der Rest meist mit zwei Frauen begnügt, während die Turkmenen in der Mehrzahl monogamisch sind, in einzelnen Ausnahmefällen aber auch bis zu drei Frauen haben. Den Vorrang unter den Frauen hatte früher die erste, heute wohl auch die jüngste. Ist die erste Frau alt oder kinderlos,

so kommt es vor, daß sie selber eine zweite, junge Frau für ihren Mann aussucht, um im Haushalt Hilfe und in der Kibitke Kinder zu haben. Die Eintracht der Familie bleibt dann ungestört. Nimmt sich der Mann zu einer noch jungen Frau eine zweite, so fehlt es natürlich nicht an Eifersucht und Zank. Die Frauen wohnen überhaupt, wenn irgend möglich, in verschiedenen Kibitken, zuweilen muß bei gutem Verhältnis der Familienglieder zueinander und bei genügend Raum eine Kibitke für die ganze Familie ausreichen. Bei den Turkmenen stört die Heirat des ältesten Sohnes noch nicht die Gemeinsamkeit des Haushalts, die junge Frau tritt in ihn über. Erst wenn der zweite Sohn heiratet, geht der älteste fort und baut eine eigene Kibitke. Hat der Vater mehrere Frauen, so zieht manchmal die Mutter dieses Sohnes mit. Selten, nur bei ganz Armen, teilen sich mehrere Familien in eine Hütte, wo dann bei ihrem Kinderreichtum eine drangvoll fürchterliche Enge herrscht, wenigstens im Winter, denn im Sommer ziehen es die meisten vor, draußen zu schlafen, und man sieht dann oft rings um die Kibitke kleine und große Filzrollen und Teppichballen liegen, die erst bei näherem Hinsehen durch die langsamen Atembewegungen ihre wahre Natur verraten. Zehn bis zwölf Kinder sind bei den Frauen keine Seltenheit. Tatsächlich läuft, trippelt, kreischt, quiekt und schreit es im Aul, daß von einer großen, erhabenen Ruhe der Steppe nichts zu merken ist. Für diese Enttäuschung gewinnt man ein Verständnis für die Menschenmassen, die einst in den mongolischen Kriegszügen in Bewegung gesetzt wurden; der Kinderreichtum wird damals nicht geringer gewesen sein als heute. Die Steppe, in der man die Kinder findet, wie man ihnen an Stelle

unseres Storchmärchens erzählt, war damals so groß, wie sie heute ist.

Mit der Zahl der Kinder scheint die Liebe zu ihnen zu wachsen, ihnen wendet sich alle Zärtlichkeit zu, die man der Mutter versagt. Von solcher ist im Grunde überhaupt nichts wahrzunehmen, und auf Befragen gab man zu, daß sie nicht existiert. „Man fragt sie wohl mal, wie es ihr geht." Man darf aber aus einer solchen Antwort keine falschen Schlüsse ziehen. Ein Kirgise fragte mich, was man täte, wenn die Frau nicht gehorchen wolle, und fügte die Antwort selbst hinzu: „Man schlägt sie," aber derselbe Kirgise antwortete auf eine Frage nach seinem Schönheitsideal: „Meine Frau." Es ist nicht so schlimm mit der Knechtschaft der Frau, das Verhältnis ist nicht das zwischen Herr und Sklave, man begegnet harmonischem, auf Gleichwertung beruhendem Eheleben, sieht die Frauen am Gespräch teilnehmen, heiter und ausgelassen – nur bei ganz derben Späßen ziehen sie den Zipfel des Kopftuches vor den Mundwinkel und lachen sich dahinter aus – und oft durchaus als die Herrin des Hauses auftreten, die z. B. in Abwesenheit des Mannes dessen Gastgeberpflichten gegen Fremde erfüllt.

Ich betone dabei immer die heutigen Verhältnisse. Es steht außer Frage, daß die Kirgisen in einer Übergangszeit leben, in der die alten Anschauungen sich verwischen, die strengen Forderungen der Sitte sich mildern, die eigenen Gebräuche sich auflösen und verschwinden. Früher beugten die Frauen vor älteren Personen, Frauen wie Männern, ein Knie zur Begrüßung, heute genügt eine leichte Verbeugung mit vorn in Taillenhöhe gekreuzten Armen, und auch die ist nicht mehr überall Vorschrift, man sieht auch herzliche

Begrüßungen zwischen Frauen, die sich mit einer dezent streifenden Berührung in Lendenhöhe umarmen.

Früher aßen die Männer stets allein, jetzt Männer und Frauen gleichzeitig, wenn auch getrennt, jene auf der einen Seite oder in der Mitte der Kibitke, diese auf der anderen Seite oder an der Wand. Die Turkmenen halten es hierbei strenger, ihre Frauen sitzen mit zur Wand gekehrtem Gesicht und nehmen mit einer gleichsam verstohlenen Gebärde in Empfang, was ihnen der Mann zureicht oder übrigläßt. Dieselbe Stellung behalten sie beim Teeservieren, so daß sie immer halb um die Ecke langen müssen, wenn man ihnen die Gläser zum Füllen gibt oder sie die gefüllten zurückreichen; in derselben Stellung beteiligen sie sich am Gespräch. Bei den Kirgisen dagegen kniet die Tee einschenkende Hebe unmittelbar vor uns neben dem Kohlenfeuer, den rechten Ellbogen aufs Knie gestützt, und wendet uns ihr Gesicht zu, freilich mit niedergeschlagenen Augen. Beim Mittagessen sitzen auch sie in der Ecke und warten auf die abgegessenen Schüsseln. Die Töchter des Hauses essen immer allein.

So wenig wie von einem Sklaventum in der Ehe kann von einem Lasttier die Rede sein, wenn die Arbeitspflichten der Frau zur Erörterung stehen. Es besteht Arbeitsteilung. Der Mann beaufsichtigt die Herden, die Frau besorgt Haus und Küche und füllt die hier freibleibende Zeit mit Filzen, Spinnen und Weben aus. Wenn das Resultat dieser Teilung zugunsten des Mannes ausgefallen ist, so liegt es nicht an dessen Bosheit und Herrschsucht, sondern an der Art des Wirtschaftsbetriebes, der die schweren Mühen des Ackerbauers, den rastlosen Fleiß des Handwerkers, den sorgenden Eifer des Händlers bisher ausschließt. Mit den wirtschaftlichen Wandlungen werden auch hier soziale sich einstellen.

6. Kapitel

Krankheit und Tod

Alle Berichte über die Kirgisen heben, soweit ich sehen kann, übereinstimmend deren vortrefflichen Gesundheitszustand hervor. Für Mangyschlak kann ich mich auf Grund meiner Beobachtungen und Erkundungen diesem günstigen Urteil nur anschließen. Die Säuglingssterblichkeit ist trotz hoher Geburtsziffer, trotz mangelhafter Körperpflege, trotz der Unrast des Nomadenlebens, der von heftigen Winden aufgewirbelten Masse hygienisch nicht einwandfreien Staubes und der nach beiden Seiten extremen Temperaturschwankungen nicht groß. Die durchgängige Stillfähigkeit der Mütter, die lange Dauer der natürlichen Ernährung und eine bedeutende Widerstandskraft der vererbten Rassenkonstitution wirken wohl gleichmäßig im günstigen Sinne ein.

Als häufigere Krankheiten der Erwachsenen werden genannt Ausschlag, Augenkrankheiten, Pocken, Syphilis, Erkältungskatarrh, doch ist solchen Äußerungen gegenüber Vorsicht geboten. Ausschlag fand ich in keinem größeren Umfange verbreitet als bei uns, im Gegenteil fiel mir der reine Teint der Leute auf; Augenkrankheiten fand ich äußerst selten, ja sie scheinen zu fehlen, wenn man die Steppe in Vergleich zieht mit den turkestanischen oder gar mit nordafrikanischen Städten wie Tunis, Kairouan usw., in denen Staub, Fliegen, Opuntienstacheln und Unsauberkeit sich

zusammentun, um ein Heer der verderblichsten Augenkrankheiten zu erzeugen und die Straßen mit den ekelhaftesten und traurigsten Bildern zu füllen; Pocken werden von der Mehrzahl der Beobachter für eine nur sporadische Krankheit der Steppe erklärt, ich hörte ihre Seltenheit bestätigt und sah nirgends eine Spur der so charakteristischen und auffallenden Narben, die dem Deutschen unserer Tage schon unbekannt geworden sind, dem durch Rußland oder Österreich Reisenden aber in Fülle entgegentreten; ein sicheres Urteil über die Verbreitung der Syphilis muß zurückgehalten werden, bis wissenschaftlich exakte und größere Beobachtungsreihen durch erfahrene Ärzte auf Grund einer langen Steppenpraxis aufgestellt sind, den Aussagen der Eingeborenen darf man nicht trauen, da sie entschuldbarerweise die Symptome verwechseln und der ihnen von den Russen bekanntgegebenen und in ihren Ursachen verständlichen Geschlechtskrankheit manches in die Schuhe schieben, an dem sie unschuldig ist. Wieviel, das muß eben noch festgestellt werden, ich habe es aber erlebt, daß z. B. Knochentuberkulose für Lues erklärt wurde.

So bleiben von den oben angeführten Krankheiten wenige übrig, und ich glaube, daß man tatsächlich von einem ausgezeichneten Gesundheitszustand in der Steppe sprechen kann. Ich habe Hunderte von Kibitken besucht, überall wußte man, daß ich Arzt sei und brachte mir seine Kranken, ich sah aber nur einige Alterstaubheiten, einige Erkältungskatarrhe und Obstipationen, in einem Aul allerdings gleich drei Knochentuberkulosen. Das blieb jedoch ein vereinzeltes Vorkommnis. Immerhin wird man auf das Vorkommen der Tuberkulose achten müssen, trotz Kumys und konstanter

„Freiluftbehandlung", wenn ich auch nicht glaube, daß das statistische Ergebnis bedeutend sein wird.

Geisteskrankheiten sollen nicht selten sein, werden aber nicht mit irgendeinem mystischen Nimbus umgeben, wie sonst wohl im Orient, und nicht der Anlaß zu einer Verehrung oder gar Heilighaltung, die dem Marabutwesen in Nordafrika entspricht.

Die kirgisische Therapie verwendet außer allerlei abergläubischen Manipulationen, die ich in einem anderen Kapitel erwähne, vor allem die Wirkungen des Schwitzens und Bähens und erzielt sie durch die verschiedensten Aufgüsse und Abkochungen von Steppengräsern. Von der Syphilisbehandlung wurde mir eine Methode erzählt, die z. T. durch europäische Vorschriften beeinflußt ist: Man kauft sich reines Quecksilber und streicht es mit Schaffett zur Salbe verrieben auf einen Lappen, setzt sich damit in eine Grube, stellt ein brennendes Licht neben sich und deckt sich so zu, daß der Kopf frei bleibt; würde man den Quecksilberdunst in die Nase einziehen, so würde man sterben!

Bei Fieber, Kopfschmerz u. dgl. verwendet man den Aderlaß, und zwar wird mittels eines Rasiermessers unter der Zunge, am Kopf oder am Rücken eingeschnitten; auch Schröpfen ist bekannt, man setzte früher ein Horn, jetzt ein Glas auf die kranke Stelle, nachdem vorher ein kleiner Einschnitt in die Haut gemacht ist.

Die kernige, lebenszähe Gesundheit der Kirgisen schöpft ihre Quellen sicherlich zumeist aus der in natürlicher Auslese gewonnenen und unter den harten Bedingungen der Nomadenwirtschaft in einem spröden, klimatisch exzentrischen Steppenlande gehärteten Rassenkonstitution. Zudem aus der einfachen, reizlosen

Kost, die ursprünglich weder Gemüse noch Brot noch Gewürze oder Erregungsmittel irgendwelcher Art kennt. Ich habe mich oft gefragt, ob mir wohl mit der augenblicklichen Mode in der Medizin auf dem richtigen Wege sind, die Fleisch und Fett zugunsten von Gemüse verdammt und aus Furcht vor Überernährung die schädlichen Folgen des Fleischgenusses in den schrecklichsten Farben malt. Ein Volk, das früher ausschließlich von Fleisch, Fett und saurer Milch gelebt, den Getreidebau erst später angenommen hat, noch heute in vielen Bezirken Brot kaum genießt und einzig den Tee von den Nachbarn als Bereicherung seiner Speisekarte übernommen hat, ein solches Volk straft die Ansicht von der Schädlichkeit der Fleischnahrung Lügen, wenn es so gesund und im Typus wie im Individuum so robust und so leistungsfähig ist, wie das kirgisische. Zum mindesten darf es diejenigen, welche unter Hinweis auf die Japaner, Inder usw. vegetarische Lebensweise predigen, vor allzu schroffem Urteil warnen. Mit der „Anpassung" dürften wir hier weiter kommen, als mit dem „absolut gültigen Gesetz" der Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer bestimmten Nahrung. Die landläufige Meinung kann es nicht verstehen, wie jemand wochenlang Fleisch essen kann, ohne die geringste Zutat von Brot, und doch geht es, sogar sehr gut. Dann ist mir noch eins aufgefallen, sowohl bei den fleischessenden Kirgisen, wie bei den kuskus- und gewürzgewohnten Beduinen fand ich einen reineren „Völkergeruch" als in Europa. Man hat den auch für Japan festgestellt und dort auf das Fehlen der Fleischnahrung bezogen, nach den Erfahrungen bei den Kirgisen glaube ich das nicht mehr, sondern bin geneigt, den Nachteil Europas in dieser Beziehung in unserer Art des Brotbackens zu suchen.

Bei der allgemeinen Volksgesundheit auf Mangyschlak wundert man sich nicht, fröhliche Greise von achtzig und mehr Jahren zu sehen, die bei ihrer Lieblingsbeschäftigung – Essen und Schlafen, nachdem die vornehmste, den Zweck der Ehe zu erfüllen, ausgeschaltet war – einen ungetrübten Lebensabend verdämmern. Die Pietät der Jüngeren bleibt ihnen bis zuletzt erhalten, ich sah z. B. wie ein Sohn die großen Stücke, in die man den Zucker schlägt, mit seinen Zähnen zerknackte und die kleinen Bröckel dann dem alten Vater vorlegte, damit dieser sie nach der von den Russen übernommenen Sitte in den Mund nehmen und seinen Tee darüber wegschlürfen konnte.

In der Gesundheitsbeurteilung darf man sich durch das relativ alte Aussehen der Leute nicht täuschen lassen; die Kirgisen reifen früh, Wind und Wetter runzeln aber auch früh ihre Züge, und namentlich die Stirn fand ich schon im dritten Lebensdezennium stets von tiefen Furchen quer durchzogen, die Haare werden frühzeitig spärlich und ergrauen bald. Ich täuschte mich in der Altersschätzung regelmäßig ebensosehr nach oben, wie die Kirgisen es bei mir nach unten taten, und es wiederholte sich jedesmal dasselbe Erstaunen, wenn wir fanden, daß ich als Vierziger jünger aussah als jene als Dreißiger.

Ist jemand gestorben, so wird die Leiche gewaschen, und zwar die männlichen von Männern, die weiblichen von Frauen, und in drei bzw. (bei Frauen) fünf Laken eingehüllt, die an Kopf, Händen und Füßen verschnürt werden.

Am Abend des Sterbetages versammeln sich die Verwandten und Freunde der Familie in der Kibitke, beten gemeinsam und werden bewirtet. Sind die Gäste

fort, so tun die Verwandten Brot und Fleisch in einen Beutel, schwingen diesen um den Kopf des Verstorbenen und essen dann den Inhalt. Zweifellos stellt der Brauch den Rest alter, aus der Schamanenzeit stammender Opfer zugunsten der geschiedenen Seele oder zur Versöhnung von Vorfahren und Geistern dar. Das Begräbnis schließt sich sehr bald an, am Morgen Gestorbene müssen in der Regel abends begraben sein, am Abend Gestorbene bis zum nächsten Mittag. Das äußerst zulässige sind anderthalb Tage. Nur wenn jemand im Winter auf der Reise stirbt und verfügt hatte, daß er in seiner Heimat begraben sein wolle, wird die Leiche auf einem Kamel den oft viele Tage langen Weg nach Hause geschafft und dort beerdigt. Von der Kibitke zum Grab wird die Leiche, gleichgültig ob männliche oder weibliche, von Männern getragen, Frauen gehen nicht mit; bei weiteren Strecken wird sie auch wohl, wie im obigen Falle, auf einem Kamel transportiert, z. B. wenn die Beisetzung auf einem bestimmten Friedhof, in der Nähe eines bestimmten Heiligengrabes erfolgen soll.

Das Grab ist eine rechteckige, etwa anderthalb Meter tiefe Grube, deren Breite oben durch einen ringsherum laufenden vorspringenden Absatz eingeengt wird. Die Leiche wird aus den Laken soweit ausgewickelt, daß das Gesicht frei ist, und ohne irgendwelche Beigaben in die Grube gelegt, auf jenen Wandvorsprung kommen Steine, die nun den unteren Teil des Grabes abschließen. Hier liegt also die Leiche ganz frei. Damit keine Erde an sie kommt, wird über die Steine ein Tuch gebreitet, und nun die Grube zugeschaufelt. Obenauf legt man wieder Steine zum Schutz gegen die Tiere.

Am dritten, siebenten, vierzigsten und hundertsten Tage nach dem Tode sowie an dessen Jahrestage finden zum Andenken an den Verstorbenen festliche Zusammenkünfte mit Bewirtungen statt, die besonders das letztemal sehr großartig gefeiert werden. Über tausend Menschen kommen da zuweilen zusammen, mit den schönsten Kleidern, im alten Familienschmuck, auf den besten Pferden wie zur Hochzeit gerüstet. Die Einladungen ergehen wochenlang vorher und bestimmen meist die Vollmondzeit um den Jahrestag des Todes herum, damit die nötigen Arbeiten der Wirtschaft, die am Tage der Festlichkeiten wegen ausfallen müssen, nachts erledigt werden können. Wettrennen und Spiele sind wie bei den Hochzeiten die Krone der Totenjahrfeier, vom Toten selbst ist bei ihr nirgends die Rede, ein Gedächtnisakt auf dem Friedhofe findet nicht statt. Nur einmal begibt man sich dorthin, wenn das sogenannte Denkmal auf dem Grabe errichtet wird. Diesen Namen verdienen im Grunde nur die mausoleumartigen Bauten, die sich naturgemäß nur Reiche leisten können, und die nur über einen kleinen Teil der Gräber sich finden. Im übrigen zeigen diese, die zum Teil einzeln liegen, öfter jedoch zu Friedhöfen vereinigt sind, recht verschiedene Formen, die sich aus dem verfügbaren Material und aus dem gesellschaftlichen Stande des Verstorbenen ergeben, in denen ich aber auch glaube, Richtlinien der Entwicklung der Mausoleen erkennen zu sollen.

Ich sagte schon, daß auf die zugeschüttete Grube Steine gelegt werden, damit keine Tiere an das Grab herankönnen; es sind teils kleine Geröllsteine, die wie zufällige Streuung imponieren, teils größere geschichtete Platten, bei den Turkmenen auch sarkophagartig

behauene rechteckige Blöcke, auf denen kapitelartig geschnittene Inschriftsteine liegen, die vielleicht eine Stilisierung der im westlichen Orient üblichen Turbankrönung der Grabsteine bedeuten. Mit letzteren sind wir schon bei der Bedeutung des Steines als eines kennzeichnenden Merkmals, die gegenüber derjenigen als Schutzdenkmal vielleicht – für die Menschheit im ganzen darf man das nicht sagen – die sekundäre ist, und die in ihren Anfängen einfach durch Aufrichten eines der lose herumliegenden Geröllsteine ausgedrückt wird, um später in besonders behauenen Platten, in Inschriften, in künstlerisch verzierten Steinen würdigere Symbole zu finden. Hierher gehören nebenbei die Holzstangen, die an Gräbern von Heiligen am Kopfende mastartig und nach vorn geneigt aufgerichtet sind, auch sie gibt es auf Mangyschlak, jedoch sah ich sie immer nur einzeln und ohne Roßschweif gegenüber den zu dritt nebeneinandergestellten, sich malerisch überschneidenden und mit Haarschmuck und Messingtrommel verzierten Flaggenmasten über turkestanischen Gräbern.

Der primäre Zweck des Grabsteins galt wohl dem Schutz der Leiche gegen den scharrenden und entweihenden Fuß der weidenden Tiere. Dazu werden ein oder mehrere Steine platt auf die Erde gelegt oder zu rechteckigen Packungen aufgehäuft oder in rechteckiger oder kreisförmiger Anordnung zu einem niedrigen Wall um das Grab vereinigt. Diese letztere Methode gestattet Variationen und erlebt weiteren Ausbau, die Steine werden hochkant gestellt und in möglichst großen Exemplaren gewählt, so daß wirkliche Kastengräber entstehen. Aus diesen entwickelt sich nach Bekanntwerden mit der städtischen Kultur der mausoleumartige Mauerbau, der anfänglich auch nichts weiter ist als ein vier-

eckiger oben offener Kasten oder, wenn man lieber will, eine hohe gemauerte Umfriedigung, wie jene eine solche aus natürlichen Blöcken war, eine Einfassung des Grabes wie jene, nur daß sie, reicher und größer, auch die nächste Umgebung des Grabes mit einschließt, einen Hof also bildet, in dessen Mitte das Grab durch einen liegenden und einen am Kopfende aufgerichteten Stein bezeichnet wird. In weiterer Entwicklung erhält dieser Hof eine Decke – wird somit zur geschlossenen Kammer, zum Mausoleum – und zuweilen die aus der byzantinischen Kunst in den Islam übergegangene Kuppel mohammedanischer Moscheen. Die Wände zeigen Flächen- und Ornamentbemalung und werden durch die Form ihrer Muster zu interessanten Dokumenten der kirgisischen Geschichte. Wir begegnen dort neben den alten türkischen Motiven herdenfroher Nomaden iranischen Stilisierungen, neupersischen Rankenwerken und realistischen Wiedergaben europäischer Importware, z. B. des Samowar, der dem Verstorbenen gewiß ein lieber Kamerad gewesen war.

Oben auf dem Sims des Grabmals bleicht zuweilen ein Pferde- oder Kamelschädel. Er soll hier keinerlei religiös-symbolische-opferrituelle Bedeutung haben, sondern nur ein Zeichen der Pietät gegen den Verstorbenen sein, das Pferd bzw. Kamel war ihm im Leben lieb, darum stellt man später den Schädel des Tieres in seine Nähe, und zwar so, daß die Hunde nicht herankommen können. Schädel von Schafböcken, deren charakteristisches Gehörn in Turkestan die Heiligengräber ziert, habe ich nicht auf Mangyschlak gesehen.

Wie bei den Totenfesten wohl die Erinnerung an den Verstorbenen Anlaß zu Gedenkfeiern gibt, von diesem selbst aber und von seinem Grab nicht die Rede

ist, so gibt es auch fernerhin keine Pflege der Ruhestätte. Verfallen und verkommen, wirre und wüste Ruinentrümmer, sind die Friedhöfe eine der grausamsten Enttäuschungen des Neulings in der Steppe, da sie in der klaren Luft von fern gesehen ummauerte turmreiche Städte vortäuschen mit aller Schönheit und allen Freuden eines geordneten und satten Lebens. All das versinkt in der Nähe, es bleibt nur ein trostlos graues, traurig verwehendes Ruinenfeld, ein Schutthaufen aus Vergangenem und Vergehendem, der der Steppe bald wiedergibt, was er ihr genommen.

7. Kapitel

Aus Glauben und Aberglauben

Schwarz erzählt unter anderen seltsamen Geschichten von den Kirgisen, daß sie zum Islam durch ein Mißverständnis der russischen Regierung gekommen sind, die in der Annahme, jene seien bereits Mohammedaner, in den offiziellen Schreiben und Aktenstücken immer von Allah sprach, ihnen Mullas schickte und Moscheen baute. Das ist wohl ein Märchen. Radloff betont ausdrücklich, daß die Kirgisen schon seit Jahrhunderten vollkommen zum Islam bekehrt sind, und ich kann ihm nur beipflichten, wenn er glaubt, sie sogar als strenge Mohammedaner bezeichnen zu sollen. Sie scheren den Kopf, entfernen die Körperhaare, stutzen den Schnurrbart, der nicht über die Lippen hängen darf, und lassen den übrigen Bart außer am Kinn, wo er ausgezupft wird, unberührt; sie essen das Blut der geschlachteten Tiere nicht mehr, wie sie es früher taten; sie stellen ihre Hüttentür in der Richtung auf Mekka und verrichten ihre vorgeschriebenen Gebete, ja befolgen einige Vorschriften strenger, als ich es je anderswo gesehen habe. Während des Gebetes soll nichts Fremdes zwischen den Andächtigen und das Ziel seiner frommen Gedanken, das heilige Mekka, treten, darum stößt er einen Stock vor sich in die Erde, der Mekka repräsentieren soll. Geht nun jemand vorüber, so bleibt er natürlich außerhalb dieses Grenzpfahles und bedeutet dem Betenden keine Störung, zwischen ihm und

seinem Mekka ist die innere Verbindung nicht unterbrochen. Das obere Ende des Stockes schließt eine einfache Schnitzerei ab, ein runder Knopf oder eine Art Moscheenkuppel en miniature, das untere trägt, zum sicheren Halt im Boden, eine Metallspitze. Einige Male erkannte ich in dieser Spitze prähistorische Lanzenklingen, wie sie häufiger in der Steppe gefunden und vom Finder zur willkommenen und billigen Ausstattung seines geliebten Gebetstockes mitgenommen werden. Wesentlich sind sie ihm nicht; wollte ich sie erwerben, so machte man nur Schwierigkeiten, sobald ich den Stock mithaben wollte, gab sie dagegen leicht fort, wenn ich auf diesen verzichtete und die Spitze ablösen ließ.

Ein anderes Gerät, das ich bis dahin niemals gesehen hatte, ist eine fünfundneunzig Zentimeter lange Holzrinne, die dazu dient, Milch oder Wasser, an dem Hunde oder Schafe geleckt haben, durch siebenmaliges Umgießen vorschriftsmäßig zu reinigen. Hygienisch rein ist die so behandelte Flüssigkeit keineswegs, wahrscheinlich sogar im Gegenteil nach dem Umgießen wesentlich schmutziger als vorher, aber im rituellen Sinne war sie durch jene Berührung befleckt worden, und dieser Flecken ist nun von ihr genommen. Die Holzrinne ist selten, ich sah sie in der Kibitke eines Mulla, dessen Vater bereits Mulla gewesen war und das Stück nebst einer Anzahl Bücher und einer gewissen sittenstrengeren Lebensauffassung seinen Kindern vererbt hatte. Es kostete eine lange Verhandlung, bis man sie mir überließ. Fast alle Kirgisen, die das Stück später bei mir sahen, fragten, was es sei, sie kannten also auch seine Verwendung und die orthodoxe Vorschrift darüber nicht.

Man darf nun nicht glauben, daß der Islam hier an Kraft verliert. Der Besuch russischer Schulen, der in dieser Beziehung von Einfluß sein könnte, ist immer noch vereinzelt, und seine Wirkungen verlieren sich, wenn sie überhaupt bewußt gewesen waren, sehr bald nach der Rückkehr in die Heimat. Viel stärker ist dagegen der Besuch kirgisischer Spezialanstalten und tatarischer Schulen und Hochschulen, viel nachhaltiger deren Einfluß auf das mohammedanische Leben in der Steppe. Das Tatarentum ist das Ferment einer Entwicklung im westlichen Mittelasien, die in ihrer Zukunft völlig unübersehbar ist, in der Gegenwart aber die Stellung des Mohammedanismus ebenso stärkt, wie sie die volkstümlichen Eigenarten der materiellen Kulturerscheinungen vernichtet.

Neben der neuen seit der russischen Ära erschlossenen oder wiedererschlossenen tatarischen Quelle des Steppenislams fließt die ältere turkestanische weiter. Mangyschlak gravitiert auf Grund alter Beziehungen nach Chiwa, von dort holt es sich Korn, nach dort schickt es seine jungen Leute, um sich zum Mulla auszubilden. Diese Ausbildung kostet natürlich Geld und bleibt deshalb den Söhnen wohlhabender Eltern reserviert. Aber das Geld bringt sich wieder ein. Der Mulla erhält für seine schulmeisterlichen Funktionen freie Station bei dem Aulältesten und etwa fünf Rubel bar pro Kopf und Monat, für seine seelsorgerische Mühewaltung bei Hochzeit, Beschneidung usw. einige Rubel extra, so daß „die Mullas immer Geld haben", wie man sagt. Sie haben auch alles andere, was das Leben ihnen bieten kann, sie dürfen heiraten, dürfen – auf Mangyschlak wenigstens im Gegensatz zu Chiwa – Kumys trinken und finden reichlich Zeit, sich von den

geringen Anstrengungen des Berufes auszuruhen. Ihre Tätigkeit umfaßt, wie schon zum Teil angedeutet, Einsegnung der Ehe, Gebete sprechen bei Geburt, Krankheit, Tod usw., Unterricht im Lesen und Schreiben, Beschneidung und Talismananfertigung.

Wie sonst im Reiche des Islam, z. B. im ganzen mohammedanischen Afrika, schreibt man hier Teile von Koransuren auf Zettel, umnäht sie mit Leder und hängt diese Taschen sich um den Hals oder befestigt sie auf dem Rücken des Chalats. Vorwiegend gilt es dabei, sich oder seine Tiere gegen Krankheiten zu schützen oder von ihnen zu kurieren, oder den Einflüssen des bösen Blicks zu entgehen. Aber auch in allerlei sonstigen Schmerzen, sogar in Liebeskummer helfen die Sprüche des in der ars amandi so erfahrenen Propheten. Die Kunst des Schriftgelehrten hat sicher viele sog. Amulette, d. h. die Schutzmedizinen einer von geistigen, überall wirkenden, aus allem emanierenden Kräften wissenden vorislamischen Zeit verdrängt, ein großer Teil lebt aber noch heute, und der Mulla hat es verstanden, sich ihnen anzupassen. Knochen und Filzlappen, die man Tieren anhängt, um sie gegen den bösen Blick zu schützen, gibt man zuvor dem Mulla in die Hand, daß sie wirksamer werden. Dem Ellbogenknochen des Schafs hat er dabei eine Ausnahmestellung verschafft, er sah in ihm eine Ähnlichkeit mit dem Schriftzug des Wortes Mohammed und erklärte ihn deshalb für besonders glückbringend; der Knochen wird mit Vorliebe Pferden umgehängt und an den Sprossen der Kibitke befestigt.

Ist der Mulla bei der Beschneidung, bei der Hochzeit, beim Unterricht unumgänglich, so hat er in seiner Praxis als Amulettfabrikant und Heilkundiger mit der

Konkurrenz herumziehender Dunkelmänner zu kämpfen, die sich mit Krankheitsbeschwörungen und Wahrsagereien ein sorgenfreies Leben verdienen, allerdings, wie es scheint, an Einfluß verlieren und nur noch zu den ganz Leichtgläubigen kommen dürfen. Auf Mangyschlak „Kaldun" genannt, entsprechen sie den Baksas der östlichen Steppe und stellen mit diesen die absterbenden Reste des Schamanentums dar, welches in der vorislamitischen Zeit das Geistesleben der Kirgisen beherrscht hat und noch heute dasjenige Sibiriens beherrscht. Radloff hat hierüber ausführlich berichtet, sowohl über das Wesen des alten Schamanismus selbst, wie über das Treiben der Baksas, ich mache deshalb nur auf einige Analogien und Beobachtungen aufmerksam.

Die Technik des Opfergeschäfts fordert vom Schamanen, daß er die Knochen nicht bricht und nicht verletzt, sondern in den Gelenken trennt, das ist noch heute die allgemein übliche profane Schlachtmethode der Kirgisen. Die von Radloff gebrachte Beschwörungsformel, mit der die bösen Geister vertrieben werden, eröffnet mit den Worten „Tschok! Tschok!" (Weich' nicht vom gekommenen Wege usw.), ähnlich klingt auch der Ruf des Kaldun, wenn er die Krankheiten austreibt. Die Seele des Opfertieres wird in dem Beschwörungszeremoniell dramatisch als Reitpferd des Schamanen auf dem Wege zum Himmel dargestellt, das Pferd als Träger der Krankheitsdämonen symbolisiert auch der Kaldun. Ich sah folgenden Zauber im Gebrauch: Nach einer Beschwörungsszene in der Kibitke, der ich infolge Weigerung des Kaldun leider nicht beiwohnen konnte, und die hauptsächlich im Schütteln und Walken des Kranken, Pfeifen und

Schreien besteht, trug man den mit Puppen, das sind mit Zeugfetzen umhüllte Stäbchen, besteckten und mit roten Punkten bemalten Pferdeschädel sowie die zwei ebenso bemalten Hundeschädel in die Steppe, legte sie hintereinander auf einen Weg – schmale Pfade, die zum Brunnen führen, sind meist ausgetreten –, verbrannte alte Tücher und blies und pfiff auf die bösen Geister, die in den Puppen symbolisiert auf dem von den Hunden gejagten Pferde davongetragen wurden. Die Schädel bleiben auf dem Platze liegen, bis sie von Tieren zertreten und vom Regen, Wind, Staub verrieben werden. Trifft ein Kirgise auf sie, so geht er um sie herum; geheimgehalten oder vergraben werden sie nicht mehr.

Sonstige Spuren des Schamanentums habe ich nicht gefunden, nur noch einen Anklang, soweit er sich auf der Verehrung der Ahnen aufgebaut hat: Wenn man die Totenfeste nicht feiert oder keinen Stein auf das Grab legt, müssen die Toten hungern und leiden, und dem Sohne, der diese Pflichten für den Vater versäumt hat, kommt Armut und Krankheit ins Haus. Man könnte allerdings ein Haaropfer hierher rechnen, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß es von den Slawen übernommen worden ist. Man verbrennt nämlich bei schweren Entbindungen vor den Frauen Haare, die man sich von Russen erbeten hat, und soll um diese Haare zuweilen große Reisen machen. Nur Haare von Russen helfen. Der Brauch scheint nicht alt, und seine Einschränkung spricht für Import der Sitte.

Reicher dagegen sind die Reste der allgemein animistischen Zeit, die dem Schamanismus voraufgegangen ist und eine geistige Quelle bildet, der Anschauung von dem lebenden Geist in allen Wesen und allen

Dingen, der Emanation ihrer geistigen Kräfte im Leben wie im Tode, der hieraus folgenden Ausnutzung dieser Kräfte durch Freund und Feind.

Bei schweren Entbindungen läßt man das Blut frischgeschlachteter Schafe auf die Hand spritzen oder hält die Hände über ein Feuer, in das Fett getan ist, und reibt dann das Gesicht. Als Liebeszauber binden sich Männer wie Frauen das weiße Ende des Springmausschwanzes an die Hosen, oder man versucht sich an folgender komplizierter Vorschrift: Suche das Lager einer Schildkröte auf und baue darum aus Gräsern einen Zaun, so daß sie nicht hineinkommen kann; sie wird nun ein starkes Gras holen und sich mit ihm einen Weg durchs Hindernis bahnen. Dieses Gras nun nimm und lege es heimlich irgendwo in die Wäsche des geliebten Wesens. Eine aus spätem symbolischen Denken entsprungene Phantasie, der selbst die Kirgisen das probatum est nicht auszustellen wagten.

Der Jäger taucht das Ende seines Flintenlaufs in das Blut des erlegten Tieres und sichert sich dadurch das Jagdglück. Pferde- und Schafurin wird gegen Krankheiten getrunken oder eingerieben, manchmal darf es nur der Urin einer Schimmelstute sein. Wenn eine Frau sich vom Manne scheiden lassen will, und dieser ablehnt, läßt sie sich vom Mulla einen Talisman schreiben, der den Mann veranlassen soll, in die Trennung zu willigen. Wird nun ein Mann krank, und läßt er einen Kaldun kommen, so führt dieser die Krankheit auf einen solchen Talisman seines geschworenen Gegners, des Mulla, zurück und verordnet Einreibungen mit Urin, eine Geschichte, die den Gegensatz Mulla–Kaldun, neue Zeit–alte Zeit ganz gut illustriert.

Bei Knochenbrüchen werden pulverisierte Vogelknochen eingenommen; die dreieckigen Hautstücke, die man als Eigentumsmarke aus den Ohrmuscheln der Schafe herausschneidet, werden auf eine Lederschnur gereiht und aufbewahrt, mit Gras gefüllte Stücke von Schafhaut in der Kibitke aufgehängt, damit die Herde gesund bleibt und sich vermehrt.

Bei schweren Entbindungen nimmt man Sand von einem Grab – mit Vorliebe dem eines Heiligen –, mischt ihn mit Wasser und trinkt ihn oder wäscht sich mit ihm.

Schlangen werden gekocht und gegessen oder auf Wunden gelegt, Kindern die Haare der ersten Schur angehängt, bei Krankheiten der Kinder und des Viehs Schafschulterblätter, Schildkrötenschalen, Fischzähne, Wolfsfüße, Federn und Füße der Eule umgebunden. Diese Eulenamulette sind besonders schwer zu bekommen, weil die Eule als heiliger Vogel nicht geschossen wird.

Nur äußerlich hierher gehörig ist die Sitte, den Magen frischgeschlachteter Schafe Kindern bei Leibweh auf den Magen zu legen und auf Schwellungen oder Verrenkungen Breiumschläge zu machen aus Filzlappen, die mit einer dicken Grütze aus gestoßenem und in Wasser gekochtem Schafkot bestrichen sind. Man darf wohl annehmen, daß es sich hier um richtige volksmedizinische Beobachtung einer wohltuenden Wirkung der Wärme handelt. Ähnlich mag dem bei Knochenschmerzen ums Handgelenk gebundenen Lederriemen die Erfahrung zugrunde liegen, daß Druck manchmal den Schmerz lindert, so bei Verstauchungen, bei rheumatischen Neuralgien.

Die Emanation der Kräfte führt zu einer Fernwirkung, die von unseren Feinden zu unserem Schaden

ausgenutzt werden kann. Ich mußte auf manche Photographie verzichten, weil die Frauen glaubten, sie müßten dahin, wo das Bild sei, und deshalb vor der Kamera ins Dunkel der Kibitke flüchteten. Daß es immer gerade die jüngsten und hübschesten waren, ist eine jener Bosheiten, in denen sich das tückische Schicksal so gern in unseren kritischsten Augenblicken gefällt.

Verbreiteter noch als die Furcht vor dem Bildzauber ist die vor dem bösen Blick, der besonders von rothaarigen und blauäugigen Menschen schadet – es mischt sich hierin Antipathie gegen das Ungewöhnliche mit dem Rasseninstinkt, der vielleicht auch wieder in jener seine erste Ursache hat. Als Gegenmittel gibt man die merkwürdige Vorschrift, das Kind solle den Urin des Menschen trinken, der es angeblich böse angesehen hat oder seinen Speichel, man gewinnt beides mit dem Sand der Steppe und hat es eventuell mit Wasser zu verdünnen. Es gibt eine Vorschrift des guten Tones in der Steppe, bei Begegnung mit Herden nicht zu dicht an die Tiere heranzureiten, wenn man die Leute nicht beleidigen will; auch sie mag die Folge jener Furcht vor dem bösen Blick sein, wenn sie nicht aus der Vorsicht früherer kriegerischer Zeiten stammt.

Eine Variante ist in der Furcht vor ausgesprochenem Tadel oder Lob zu sehen. Wie wir den Teufel nicht an die Wand malen sollen, so verbietet man kirgisischen Kindern vom Wolfe zu sprechen, da er sonst in die Herde kommt; wie wir bei der Erklärung, daß es uns gut geht, dreimal unter den Tisch klopfen, so soll man bei den Kirgisen nicht die Kinder oder die Kamele loben, und man sagt dann rasch ein „Spuck drauf". Endlich kommt die Furcht vor böswilligem Einfluß

Fremder in der Rolle zum Ausdruck, die die Zauberer in allen Geschichten und Märchen hier spielen.

Als glückbringende Träume gelten: reiten, beim Reiten einem anderen vorauskommen, jagen, Wild erlegen, fliegen können, von der Höhe herunterfallen und auf die Füße kommen, Schlange oder Wolf sehen, seine Frau schlagen, in reinem Meerwasser schwimmen oder ertrinken, Koitus ausüben, Regen sehen, Feuer sehen, Schlange töten. Wer weint oder wessen Frau weint, erlebt Regen; wer Sonne, Mond oder Sterne sieht, bekommt einen Sohn; wer einen Vogel fängt, der andere frißt, wird sich verheiraten oder Kinder haben; wer neue Stiefel kauft oder anzieht, wird unbedingt irgendwohin reiten; wer Fett oder Fleisch ißt, wird reich werden. In den Deutungen kommen die Wünsche und die Ideale des Kirgisen gut zum Ausdruck, im übrigen scheinen sie von häufigem Alpdrücken gequält zu werden, was bei den reichlichen Mahlzeiten und ausgedehnten Nachmittagsschlafen kein Wunder ist.

Als unglückbringende Träume gelten: im schmutzigen Wasser schwimmen oder ertrinken, in feuchter Erde einsinken, eine Frau sehen, ohne mit ihr zu kohabitieren, Kamel, Kuh, Hund sehen.

Die Tiere sind zum Teil nach ihrer guten oder schlechten Bedeutung für das Menschenleben gruppiert, ich erwähne außer den genannten noch die Spinne, die Glück bringt, wenn sie sich von der Decke niederläßt. Neutral ist der Rabe, er kündet die Zukunft, aber man weiß nicht, ob gute oder schlechte, darum sagt man: „Schreist du etwas Gutes, bekommst du Fett, schreist du etwas Schlechtes, bekommst du Schafmist." Jene Vorbedeutung der Tiere überträgt sich auf die Jahre, die nach ihnen benannt werden. Die Kirgisen

rechnen nämlich nach einem Zyklus von zwölf Jahren, die von eins bis zwölf folgende Benennungen haben: Huhn, Ratte, Schaf, Pferd, Kuh, Maus, Schwein, Hund, Schlange, Krebs, Hase, Panther; von ihnen gelten die Jahre des Schweins, Schafes, Hasens und der Ratte als schlechte, die der Schlange und des Hundes als gute, d. h. ist das neue Jahr z. B. ein Hasenjahr, so macht man sich auf schlechtes Gras, auf strengen Winter, Viehverlust usw. gefaßt. Die Zyklenrechnung dient nebenbei der Altersbestimmung. Weiß jemand sein Alter nicht, so weiß er doch den Namen des Jahres, in dem er geboren ist, und da man sich nach dem Äußeren selten um volle zwölf Jahre verschätzen wird, so kommt man durch einfaches Zählen auf das wirkliche Lebensjahr.

Über Körperzuckungen habe ich folgende Notizen gesammelt: Zuckt das rechte Auge, kommt etwas Gutes, Erfüllung eines Wunsches oder sonst eine Freude, zuckt das linke, wird man etwas Unangenehmes erleben. Juckt die Hand, bekommt man ein Geschenk. Klingt das rechte Ohr, so spricht oder denkt man gut von mir, klingt das linke, spricht man schlecht. Oder: im Himmel steht ein Baum, dessen Blätter je einem Menschen zugehören; stirbt der Mensch, so fällt sein Blatt ab. Stirbt nun ein Freund von mir, so klingt mir das Fallen des Blattes im Ohr. Niesen bekräftigt die Wahrheit des dabei Gesprochenen. Plötzliches Zucken des Körpers kündet Krankheit, Erschauern etwas Unangenehmes an. Zucken der Lippen verspricht etwas Gutes zu essen, Zucken der Nase deutet auf Kopfweh und Schnupfen, Zucken der rechten Hand weist auf Geld oder auf ein Geschenk, der linken Hand auf Sterben des Viehs. Gähnt eine Frau, so will sie einen Mann haben.

Von anthropologischen Besonderheiten notierte ich: Weiße Flecke auf den Nägeln kommen alle Jahre einmal und bedeuten bei Männern, daß die Pferde gut ausfallen, und die Tiere der Herden guten Nachwuchs haben werden, bei Frauen, daß sie Kinder bekommen. Rote Haare sind unbeliebt, ihre Träger schlechte Menschen. Zusammengewachsene Augenbrauen bringen Glück, Männer werden eine hübsche Frau bekommen, Frauen werden von ihrem Mann geliebt werden. Kommen die Handlinien so zusammen, daß ein M entsteht, so ist man ein guter Mensch.

Von Zahlen hat nur drei eine gute Bedeutung, sieben keine und vierzig nur noch in der Legende den Sinn von „sehr viel", während im praktischen Leben tausend oder viel gesagt wird.

Tageaberglaube zeigt sich bei Turkmenen so, daß man Freitags keinen Aul abbricht, Sonnabends keine Kleider oder Teppiche aufhängt, Montags nicht nach Westen geht.

Sternschnuppen bedeuten dem Turkmenen den Tod eines Menschen, die Milchstraße den Kirgisen den Weg der Vögel auf dem Fluge nach Mekka.

Die Ideenverbindung zwischen ungewöhnlichen Erscheinungen und tatsächlichen Vorkommnissen des täglichen Lebens führt mit dem nächsten Schritt ihrer Ausgestaltung zu dem Gedanken, jene Erscheinungen künstlich hervorzurufen, um zu erfahren, was im Leben zu erwarten und bevorsteht, führt zu den Zukunftsdeutungen, dem Orakel.

Man legt einen Längsknochen vom Schaf aufs Feuer; springt er längs, so bedeutet es Glück. Man wirft beim Schlachten einen frischen Knorpel (das Endstück des Brustbeins) gegen die Wand der Kibitke; bleibt

er hängen, so werden die Pferde im Wettrennen gewinnen. Man legt ein Schafschulterblatt aufs Feuer und studiert die Zahl und Richtung der entstehenden Sprünge. Diese „Skapulimantia" lebt noch heute unter den Kirgisen von Mangyschlak, scheint indes im Verschwinden zu sein – nur wenige Personen, nicht einmal alle Kaldunen betreiben sie mehr – und durch das Wahrsagen mit Schafmistkugeln verdrängt zu werden, über das Radloff berichtet. Die Deutungen, die ich zu einem für mich gebrannten Schulterblatt erhielt, entsprechen zum Teil den von Pallas und Pontanin (s. Radloff) mitgebrachten, zum Teil sind sie neu, und ich vermute überhaupt, daß sie nach Zeit, Ort und Wahrsager wechseln. Ein durch die ganze Länge des Knochens gehender Riß ist auch bei mir „der Weg", berühren sich in diesem Riß die beiden Hälften nicht ganz dicht, sondern steht die eine etwas höher als die andere, so ist das ein gutes Zeichen; eine vom Längsriß zur Spina laufende Linie bedeutet die Ankunft eines Verwandten, Risse am unteren Winkel künden den Tod einer Person, am Ende der Spina und in der Gelenkpfanne Neuigkeiten; Querrisse in der Nähe der inneren Kante bedeuten Feinde, ein geplatzter Rand zeigt schlechtes Wetter an.

Mit der Überzeugung, aus ungewöhnlichen Erscheinungen die Zukunft erkennen zu können, erhebt sich sofort der Wunsch, auf die Gestaltung dieser Zukunft einwirken zu können. Die Gefahren und Qualen des Lebens, Verluste, Schmerzen, Krankheiten, Not und Tod gebären die Furcht und die Sehnsucht nach Schutz und nach Hilfe. Dem geängstigten Herzen schließt sich der grübelnde Verstand an, beobachtet, kombiniert, folgert und handelt, er bildet den Zauberglauben

aus, um die ihm drohenden Gefahren zu beseitigen, die von ihm gehegten Wünsche erfüllt zu sehen. Seine Methode ist die Vorstellung, daß ungewöhnlichen Dingen auch ungewöhnliche Kräfte innewohnen, oder der konkrete Analogieschluß. Zu jenen gehört der Zauber der Turkmenen mit den Steinen, die man zeitweilig in den großen Fischen des Kaspi findet; sie werden aufbewahrt und in Krankheitsfällen über die wunden oder kranken Stellen gerieben oder in Wasser abgewaschen, das dann getrunken wird.

Die einfache Analogie läßt bei den Kirgisen wie bei uns den Glauben entstehen, Warzen vergingen mit dem abnehmenden Mond; sie bedingt den Donnerkeilaberglauben, der sich wie in Europa, Afrika, Amerika und sonstigen Teilen Asiens an die prähistorischen Steinbeile, so in der Kirgisensteppe an die bronzenen Pfeilspitzen der alten skythisch-sarmatischen Völker knüpft. Im Gewitter kämpft der Engel, dem die Wolken unterstehen, mit dem Teufel, der ihn stören will, er schlägt nach ihm, daß es donnert, er schießt nach ihm glühende Pfeile – den Blitz –, die das Gras verbrennen und Menschen töten, wo sie auf die Erde kommen, und die man inmitten versengten Steppenkrautes öfters in den Ebenen von Mangyschlak findet. Man bewahrt sie sorgfältig in den Koffern der Kibitke auf und hängt sie in Krankheitsfällen seinen Kindern oder seinen Tieren, Kamelen namentlich, um den Hals. Abgesehen davon, daß die Beobachtung zwei verschiedene Dinge durcheinander bringt, prähistorische Bronzepfeilspitzen und ungeformtes Meteoreisen, verläuft die Schlußfolge wie bei unseren Steinbeil-Donnerkeilen: Wie der Donner mit dem Schlag des Steinbeils, wird der Blitz mit dem Flug des Pfeils verglichen; die Geister, die mit

anderem Unheil auch das zerstörende Wetter über die Menschen bringen, brauchen dieselben Waffen wie die letzteren; meist ist es das Beil, seltener der Pfeil, wie außer in der Kirgisensteppe bei uns in Pommern und Mecklenburg, wo die kegelförmigen braunen Belemniten „Dunnerpile" genannt werden. Teufel und Engel in der kirgisischen Auffassung sind neue mohammedanische Namen für das Wissen der älteren animistischen Zeit.

Die Waffen der himmlischen Mächte werden begreiflicherweise von dem Finder sorgfältig aufbewahrt, in Ehren gehalten, schließlich als Talismane betrachtet, die gegen dasselbe Element schützen, dem sie entstammen, das Gewitter. Später helfen sie gegen alle mögliche Not des menschlichen Lebens, Feuer, Krankheit usw. So auch bei den Kirgisen.

8. Kapitel

Geschichten und Schnurren

Ich war am Mittsommertag auf Skansen. Tiefes volkskundliches Wissen hat sich hier mit heiliger künstlerischer Begeisterung gepaart, um den Kindern vaterländischer Kultur, die von den breiten Ellbogen der modernen Stadt beiseite geschoben werden, eine Heimstätte zu schaffen. Die Begeisterung und ihr Werk verdienen rückhaltlose Bewunderung, nicht nur weil jene heute so selten geworden ist, sondern auch weil dieses einen genialen Gedanken erfaßt und mit größtmöglicher Zähigkeit den denkbar sichersten Weg zu seiner Verwirklichung betreten hat. Es liegt nicht an dem Schöpfer Skansens, wenn selbst dieser Weg nur zum Friedhof führt anstatt zum Leben. Die Gegensätzlichkeit des besuchenden „Publikums" zu den bäuerlichen – lebenden wie toten – Ausstellungsobjekten, die in dem prätensionslosen Museum fehlt, tritt hier grell ins Tageslicht. Man zerstreut sich an fremder Sache und nimmt nicht teil an einer eigenen. So bleibt Theater, was Leben werden sollte. Mit der überlieferten Volksliteratur ist es wie mit der Tracht und dem Väterhausrat. Das Mitsommerprogramm bot außer Tänzen und Umzügen auch Vorträge volkstümlicher Geschichten, man sammelte sich um den Erzähler, der auf erhöhtem Podium stand und alte und neue lustige

Schnurren zum besten gab, man amüsierte sich, aber es war mehr das Kichern des Jahrmarkts als das Lachen des Herzens.

Anders im Orient, der naiver geblieben ist. Ich stelle ihn deshalb nicht höher und mache uns keinen Vorwurf, ich stelle nur den Unterschied fest, der sich mit Notwendigkeit aus den allgemeinen Kulturverhältnissen und Kulturwandlungen ergeben hat. Wer in einem arabischen Kaffeehause den Märchenerzähler gesehen und die Zuhörerschaft beobachtet hat, kennt den innigen Zusammenhang zwischen beiden und versteht die Bedeutung mündlicher Überlieferung für zeitungslose Völker, den Wert der Märchen im besonderen für den Orientalen. Die Kirgisen sind in dieser Beziehung echte Söhne des Ostens. Zwar haben sie keine öffentlichen Kaffeehäuser, in denen halbe Tage süßen Nichtstuns dem Leben gestohlen werden, aber der Feuerplatz in der Kibitke vereinigt den Aul um den fahrenden Sänger, der mit heimischen Geschichten und fremden Märchen die Seele zu füllen weiß. Mein Führer Uras saß voller solcher Geschichten und Schnurren, auf den langen, einsamen Ritten vertrieb er uns die Zeit mit ihnen und wurde nie müde, in breitester Ausführlichkeit das Garn zu spinnen und in plastischer Anschaulichkeit seine dramatischen Helden durch eine Welt der Wunder und Geister zu führen. Sein Repertoire bestand aus Tierfabeln, kleinen Schwänken, Machdunkuli-Heldenliedern, Nasr' eddin-Geschichten und aus Märchen, die ihren Ursprung aus „Tausendundeine Nacht" nicht verhehlen konnten.

Ein paar Proben mögen hier stehen.

Geschichte vom dummen Wolf.

Ein Wolf hatte nichts zu essen und ging aus, sich einen Braten zu suchen. Da begegnete ihm eine Ziege. Der Wolf sagte: „Komm her, ich muß dich fressen." Die Ziege antwortete: „Wenn es sein muß, so hilft es ja nicht, aber sieh, ich bin nur mager, an mir ist nicht viel, ich will aber nach Hause laufen und mein Junges holen, da hast du wenigstens etwas Ordentliches zu essen." Der Wolf war einverstanden, und die Ziege lief – natürlich auf Nimmerwiedersehen – fort. Der Wolf wartete vergeblich und ging endlich weiter, um für seinen Hunger etwas zu finden. Da traf er ein Schaf. „Schaf, ich muß dich fressen," sagte er. Das Schaf antwortete: „Kannst du nicht einen anderen nehmen? Sieh, ich bin der beste Tänzer, und es wäre doch schade um mich." – „Du kannst tanzen?" fragte der Wolf. „Ja, und ich will es dir zeigen." Das Schaf tanzte, machte immer größere Kreise und tanzte davon. Der Wolf lief ärgerlich weiter und traf auf ein Pferd. „Pferd, ich muß dich fressen," sagte er. Das antwortete: „Weißt du auch, ob du mich fressen darfst?" – „Wieso?" antwortete der Wolf. „Da unter meinem Schwanz ist ein Zettel," erwiderte das Pferd, „auf dem steht, ob du mich fressen darfst oder nicht." Der Wolf guckte hin und erhielt einen Hufschlag auf den Kopf, daß er heulend davonlief.

Von den kleinen Schnurren ist ein Beispiel die

Geschichte vom Betrüger und vom reichen Manne.

Ein Reicher hörte von einem Betrüger, der alle Welt zu überlisten verstände und sagte: „Ich will doch selbst hingehen und sehen, wie er es macht, mich

betrügt er gewiß nicht." Er ritt hinaus und fand den Betrüger am Brunnen, wo er die Schafe hütete.

„Bist du der Mann, der alle Welt betrügt?" fragte er.

„Das bin ich."

„Wie machst du das denn eigentlich?"

„Das will ich dir gerne zeigen, aber nicht jetzt."

„Warum nicht jetzt?"

„Zum Betrügen brauche ich einen Stab, den habe ich aber zu Hause."

„So lauf' hin und hol' ihn."

„Ich muß hier aber doch meine Schafe hüten und kann sie nicht allein lassen."

„Da will ich schon indes aufpassen; nimm mein Pferd, reit' nach Hause und komm rasch mit dem Stock wieder."

„Gern," sagte der Betrüger, nahm das Pferd des Reiters und ritt von dannen, während dieser am Brunnen auf die Schafe paßte. Doch „Roß und Reiter sah man niemals wieder".

Nasr' eddin-Djohâ, der arabische Eulenspiegel, dessen Schwänke von Indien und Persien über die Araber zu Türken und Berbern und weiterhin nach Europa gewandert sind, ist auch ein guter Bekannter unserer Kirgisen von Mangyschlak. Hier nur drei Proben:

Eines Tages sagte Nasr' eddin zu seiner Frau: „Liebe Frau, wir sind arm, und es geht uns schlecht. Wenn uns Gott doch 100 Rubel schenkte. Aber gerade 100 müssen es sein, weniger nehme ich nicht. Gibt er weniger, so nehme ich sie nicht an." Das hörte ein reicher Jude; der dachte, Nasr' eddin auf die Probe zu stellen und warf ihm einen Beutel mit 99 Rubeln

vor die Füße. Nasr' eddin nahm das Geld, rief seine Frau: „Frau, Frau, Gott hat mich erhört, er hat uns Geld geschenkt," und steckte den Beutel ein. Der Jude hatte natürlich gedacht, Nasr' eddin würde das Geld nicht behalten, da es nur 99 Rubel waren, und verklagte ihn beim Khan. Der ließ Nasr' eddin kommen und fragte ihn: „Hast du von diesem Juden Geld bekommen?" – „Nein, ich habe Gott gebeten, er möchte mir 100 Rubel schenken, und er hat sie mir geschenkt." Da rief der Jude: „Es waren aber doch nur 99 Rubel, und du hast doch gesagt, du würdest das Geld nur behalten, wenn es genau 100 Rubel wären!" – „Das ist wahr," antwortete Nasr' eddin, „aber es waren doch 100 Rubel, einen Rubel hat sich Gott für den Beutel angerechnet."

Die Geschichte findet sich in etwas veränderter Form in der Sammlung „Les fourberies de Si Djeh'a" von A. Mouliéras, der sie aus türkischen, arabischen und berberischen Quellen belegt, aber auch europäische Analogien anführt. Zwei andere, in derselben Sammlung mitgeteilte Anekdoten hörte ich in mit dieser gleichlautender Fassung:

Einige junge Leute waren auf dem Wege zum Badhaus und begegneten Nasr' eddin. Sie beschlossen, ihn zum Narren zu halten, und forderten ihn auf, mitzukommen. Im Bade machten sie aus, jeder solle ein Ei legen, wer es nicht könne, solle für die anderen bezahlen. Sie hatten aber jeder eins bei sich, da sie es zum Kopfwaschen im Bade brauchten, und so mußte Nasr' eddin verlieren. Er war mit der Verabredung einverstanden. Einer nach dem anderen erhoben sich nun die jungen Leute, gackerten nach Art der Hühner, griffen unter den Rock und brachten ein

Ei zum Vorschein. Als die Reihe an Nasr' eddin kam, stand er auf, krähte wie ein Hahn und rief: „Ich bin ein Hahn, ich brauche keine Eier zu legen." Ein andermal trafen ihn einige junge Leute unter einem Feigenbaum, wollten ihn necken und baten, er möge ihnen einige Feigen herunterholen. Sie dachten aber, er würde seine Schuhe ausziehen, und wollten sie wegnehmen, wenn er oben war. Nasr' eddin willigte ein, zog die Schuhe aus, steckte sie unter die Achsel und kletterte auf den Baum. „Warum nimmst du die Schuhe mit?" fragten die jungen Leute, „laß sie doch unten!" — „Ich finde oben vielleicht einen Weg und brauche dann nicht erst wieder runterzusteigen", antwortete Nasr' eddin.

Die Märchen, die mir mein Führer erzählte, enthielten in der Mehrzahl Motive, die uns aus „Tausendundeine Nacht" vertraut sind; sie verschoben und vertauschten sie wohl gegeneinander und brachten sie in andere Rahmen, aber sie verloren dadurch nicht die Ähnlichkeit mit ihren Vorbildern. Gleich die Erzählung des Eingangs, die gleichsam als Vorwort den äußeren Zusammenhang der Geschichten begründen will, fand sich wieder, der Khan, der seine Frau auf Untreue ertappt und nach einer weiteren Erfahrung die Überzeugung gewinnt, daß alle Frauen sich darin gleichen. Beide Versionen unterscheiden sich durch allerlei Varianten und namentlich durch den Schluß, der wie in einem Spiegel die Wandlung alter blutiger Despotenzeiten in die duldsameren und resignierenden modernen erkennen läßt:

Es lebte einst ein Khan, der war auf seine Schönheit sehr stolz und wollte der schönste Mann im Lande sein. Eines Tages erzählte man ihm, daß in der

nächsten Stadt ein Mann wohne, der behauptete, noch schöner als er zu sein. Der Khan befahl, ihm sofort den Mann zu bringen. Die Boten kamen bei diesem am späten Abend an, bestellten ihm den Befehl und sagten, er müsse unverzüglich aufbrechen. Der Mann nahm zärtlichen Abschied von seiner jungen Frau und machte sich auf den Weg. Nach einer Weile fiel ihm ein, daß er in der Eile etwas vergessen habe, und kehrte um. Als er wieder vor seinem Hause ankam, sah er drinnen Licht, verwundert guckte er durch einen Fensterspalt ins Zimmer, und da sah er, wie seine Frau, die er eben in Tränen trostlos verlassen, ihn in den Armen eines anderen Mannes betrog. Wutentbrannt stürzte er davon, der Befehl des Khan ließ ihm keine Zeit, und mit aschfahlem, verzerrtem und entstelltem Gesicht trat er morgens vor diesen hin. Der schrie ihn an: „Was, du häßlicher Mensch willst schöner sein als ich? Ins Gefängnis mit dir für deine Frechheit", ließ ihn in einen Gartenpavillon einsperren und ritt zufrieden mit sich und seiner Schönheit auf die Jagd. Der arme betrogene Ehemann saß nun in seinem Gefängnis, das nur von einem kleinen vergitterten Fensterchen hoch oben in der Wand erhellt wurde, und dachte über sein Mißgeschick nach. Da hörte er draußen Geräusch und Stimmen, kletterte zum Fenster hinauf und guckte hinaus. Gerade gegenüber war ein Brunnen. Aus dem sah er einen häßlichen, alten, verkrüppelten Mann herauskommen und vor ihm die Frau des Khan, die ihn zärtlich in die Arme nahm und küßte. Am Abend kam der Khan von der Jagd zurück, erinnerte sich des Schelms, den er hatte einsperren lassen, ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn, wie er dazu käme, sich für den schönsten

Mann im Lande zu halten. Der erwiderte: „Ich bin sonst auch schöner, aber ich habe gestern etwas Furchtbares erlebt, das hat mich so häßlich gemacht. Wenn du so etwas erlebtest, würdest du genau so aussehen wie ich und auch deine Schönheit verlieren." „Das ist nicht möglich", sagte der Khan. „Ich verspreche dir, daß es so sein wird", erwiderte der andere. „Wie das?" „Verkünde, daß du morgen früh auf die Jagd reiten und vor Abend nicht zurückkehren wirst. Wenn du aber ein Stück weggeritten bist, kehre heimlich um und komm zu mir in mein Gefängnis, ich will dir dort etwas zeigen, was mir recht gibt!" Der Khan war einverstanden, ließ alles zur Jagd auf den nächsten Morgen vorbereiten, ritt mit seinem Gefolge ab, kehrte unterwegs allein um und begab sich heimlich in den Gartenpavillon. Als er hier eine Weile gewartet hatte, entstand draußen dasselbe Geräusch wie am Tage zuvor. Der Khan fragte seinen Gefangenen, was das sei. „Steig selbst hinauf und sieh aus dem Fenster", sagte der. Der Khan tat das und sah, wie seine Frau am Brunnen kniete, der häßliche Mann heraufkam, und beide sich umarmten. Aschfahl und verstört kletterte der Khan herunter. „Siehst du", sagte der andere, „jetzt siehst du genau so aus wie ich, du hast auch deine Schönheit verloren, gerade wie ich, als ich dieselbe Geschichte mit meiner Frau erlebte." „Verzeih' mir," sagte der Khan, „du hast recht gehabt, wir wollen zusammen von hier fort, wo die Frauen so schlecht sind." Sie gingen weg und kamen in einen großen Wald und in dem Walde an einen See. Da sahen sie am Ufer eine riesige Schlange und kletterten aus Angst auf einen Baum. Von der anderen Seite des Sees rief und winkte ihnen aber

ein wunderschönes Weib zu, sie möchten herunterkommen und ihr die Zeit vertreiben. Die Schlange sei ein Zauberer, der sie gefangen halte, er schliefe jetzt und störe sie nicht. Die beiden auf dem Baum hatten aber Angst und rührten sich nicht. „Wenn ihr nicht zu mir kommt, so wecke ich den Zauberer", drohte die begehrliche Schöne, da kletterten sie herunter und gingen zu ihr. Als sie aber erzählten, was ihnen zu Hause passiert sei, sagte sie: „Die Frauen sind überall untreu, ihr werdet nirgends eine bessere finden als ihr habt, kehrt darum zu euren eigenen zurück", und sie folgten ihrem Rat.

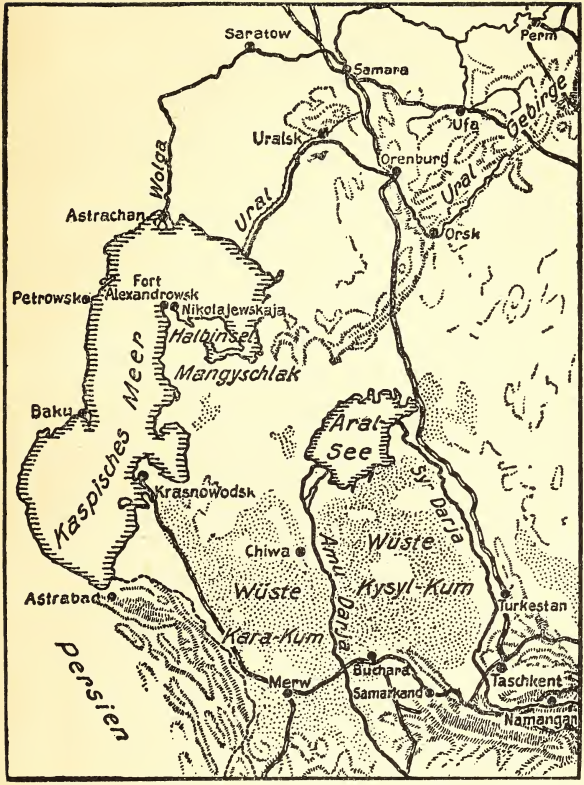
Geschichte
vom Knaben und der Schlange

Ein Khan träumte, es regnete Säbel vom Himmel. Erschrocken fragte er am Morgen seine Minister, was das bedeuten solle. Keiner wußte es. Der Khan schickte Botschaft durchs Land, daß, wer den Traum deuten könne, von ihm reich belohnt werden solle. An dem Tage ging ein Knabe an einem Kirchhof vorbei und traf auf eine Schlange. Die sagte zu ihm: „Wenn du mir das Geld bringst, das du vom Khan erhältst, will ich dir den Traum deuten." Der Knabe versprach es und erhielt die Deutung: „Es gibt Krieg." Er ging zum Khan, erklärte ihm seinen Traum und bekam das Geld, behielt es aber für sich. Bald darauf träumte der Khan, es regne Füchse vom Himmel. Er fragte wieder, wer ihm den Traum deuten könne und versprach noch einmal soviel Geld, falls jemand das vermöchte. Keiner am Hofe konnte es. Da traf der Knabe die Schlange.

Die sagte: „Du hast mich das erstemal hintergangen, ich will dir aber noch einmal helfen, der Traum bedeutet: ‚Die Menschen werden schlau wie die Füchse.'" Der Knabe ging zum Khan, deutete ihm den Traum und bekam das Geld, behielt es aber auch diesmal. Ein drittesmal träumte der Khan, es regne Schafe vom Himmel. Wieder traf der Knabe die Schlange, die sagte: „Ich will dir noch einmal helfen, obwohl du mich wieder betrogen hast, der Traum bedeutet: ‚Die Menschen werden gut wie die Schafe.'" Der Knabe ging zum Khan, deutete ihm den Traum und bekam das Geld. Das brachte er der Schlange. Die aber antwortete: „Ich brauche das Geld nicht, du bist nicht anders gewesen als alle anderen Menschen."

*

Nein, sie braucht das Geld nicht, die Schlange. Weltweisheit steht über menschlichem Wissen. Aber die Resignation der Schlange des Ostens sei uns nicht des Buches und des Lebens Schluß. Es ist wahr, der Knabe ist auch heute „nicht anders als alle anderen Menschen". Von der Weisheit nimmt er sich nur nützendes Wissen und das habgierig zusammengescharrte Gold der Erde. Aber die Zeit ist nahe und hebt sich schon im Dämmern sichtbar hoch, in welcher er aus freiem Wollen der Schlange das Gold übergibt, das er mit ihrer Weisheit sich erworben hat, und mit moralischer Bewußtheit das erderrungene Wissen der Weisheit einfügt, bewußt Menschensein und -sinn als Weltensein und -sinn erfaßt, in ihrem gemeinsamen Urgrund und Schicksalsweg sein eigen Rätsel löst und Treue hält dem alten Mahnwort: „Erkenne dich selbst."



Karte des bereisten Gebietes

Inhalt

1. Kapitel: Nach Mangyschlak 5
Wolga; Kaspi; Steppe; Bevölkerung und ihre Geschichte.

2. Kapitel: Turkmenen und Kirgisen 29
Tracht; Wirtschaft; Lebensweise; Charakter; Ethnographische Wandlungen.

3. Kapitel: Aul und Kibitke 66
Bau und Einrichtung des Zeltes; Leben im Zelt; Gastlichkeit.

4. Kapitel: Geburt und Kindheit 83
Hygiene; Namengebung; Erziehung; Spiele und Spielzeug; Rätsel und Sprichwörter.

5. Kapitel: Hochzeit und Ehe 98
Exogamie; Werbungs-, Heirats- und Hochzeitsgebräuche; Familienleben; Stellung der Frau.

6. Kapitel: Krankheit und Tod 116
Gesundheitszustand; Krankenbehandlung; Gebräuche beim Sterben und Begraben; Gräber.

7. Kapitel: Aus Glauben und Aberglauben 126
Islam; Reste des Schamanismus; Opfer; Magie und magische Medizinen; Vorbedeutungen; Träume; Wahrsagen.

8. Kapitel: Geschichten und Schnurren 141

Karte des bereisten Gebietes 151

Die Entstehung der Erde. Mit Bildern. Von *Dr. Robert Potonié*, Privatdozent an der Technischen Hochschule Charlottenburg

Der feurigflüssige Ball im Weltall. Die Kant-Laplacesche Theorie. Vulkanismus und Plutonismus. Die Schichten der Erdrinde. Bruchlinien. Abtragung durch Wasser und Wind. Gewicht der Erde. Erdbebenforschung. Nife, Sima und Sal. Heiße Quellen und Sinterterrassen. Natürliche Aufschlüsse. Verwitterung. Gletschereis. Gesteinszermürbung durch die Sonne. Wüstenbildung. Maare, Krater, zusammengesetzte Vulkane. Faltung und Aufwölbung. Landsenkungen und -erhebungen. Vulkanische, Einsturz- und tektonische Erdbeben. Seebeben.

Abstammungslehre. Mit Bildern. Von *Dr. Wilhelm Berndt*, Professor an der Universität Berlin

Naturanschauung vergangener Zeiten: Schöpfungsmythen. Die griechischen Weisen. Das Mittelalter. — Natürliche Abstammung: Stammesverwandtschaft und Aufwärtsentwicklung. Knochenbau, Kiemen, Lungen, Herz, Blutlauf. Keimlings- und Endzustände, Organwanderung. — Entwicklungstheorien: Urzeugung. Kosmozoën. Rudimentäre Organe. Erworbene Eigenschaften. Zuchtwahl. Der Kampf ums Dasein. Biologische Verkettung. — Wo stehen wir heute? Die neuen Theorien. Kritische Betrachtung. Zuchtwahlversuche, Mutationen, Artgrenzen. Das soziale Prinzip. Ausblicke.

Das Rätsel der Vererbung. Mit Bildern. Von *Dr. Paul Kammerer*, Privatdozent an der Universität Wien

Geschlechtliche und ungeschlechtliche Vererbung. Vererbungstheorien. Vererbungsstoffe. Mendelismus. Geschlechtsvererbung. Bastardierung. Präformation und Epigenesis. Das Nilsson-Ehlesche Prinzip. Inzucht und Ramschzucht. Kreuzung. Konstitution und Kondition. Verletzungen. Verletzungsfolgen. Neuvererbung. Anpassung. Fernzeugung und Saturation. Chimären. Austausch von Keimdrüsen. Innere Absonderung. Blutdrüsen. Mutation. Rassenhygiene. Eugenetik.

Tiere der Vorzeit. Mit Bildern. Von *Professor Dr. Walter Schoenichen*, stellv. Leiter des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht Berlin

Wenn die Steine reden: Konservierte Tierleichen. Das Urweltsarchiv im Solnhofer Schiefer. — Ammonshörner und Donnerkeile: Riesen und Zwerge. Nummulitenkalke. „Donnerkeile". Belemnitenschlachtfelder. — Meeresdrachen der Vorzeit: Massengrab der Ichthyosaurier. Nasendrachen. Schlangen- oder Schwanendrachen. — Landdrachen der Vorzeit: Hartzahndrachen, Panzerdrachen. Donnerdrache, Tigerdrache. — Flugdrachen der Vorzeit: Flugfische, fliegende Kriechtiere, Schnabeldrachen. Die größte Flugeidechse. — Urvogel und Riesenvögel: Fischvogel. Madagaskarstrauß. Die Moa auf Neuseeland. — Entwicklungsgeschichte: Anpassungs- und Ahnenreihen. Die Entwicklung ist nicht umkehrbar.

Die Tiefsee und ihre Bewohner. Mit Bildern. Von *Dr. Max Wolff*, ord. Prof. a. d. Forstakademie Eberswalde

Die Tiefsee: Bänke. Unterseevulkane. Schichten und Ablagerungen. Salz-, Luft- und Säuregehalt. Meeresströmungen und ihr Einfluß auf die Wanderungen der Tiere. Temperatur-, Druck- und Luftverhältnisse in der Tiefe. — Die Tiere der Tiefsee: Niederste Tiere. Gliedertiere. Weichtiere, Fische. — Das Leben der Tiefseebewohner: Artenreichtum. Blindheit, verkümmerte und Teleskopaugen. Leuchtorgane und Leuchtbakterien. Färbung. Horizontale und vertikale Wanderungen. Seltsame Entwicklungswege. Herings-, Lachs- und Aalwanderung.

Staatenbildende Insekten. Mit Bildern. Von *Dr. Anton Krauße*, Zoologe an der Forstakademie Eberswalde

Termiten: Riesenkönigin. Arbeiter und Soldaten. Soldaten mit Nasen. Liebesspaziergang. Kämpfe der Termiten. — Ameisen: Formen und Arten. Gestalt. Ameisennester. Blattschneider- und Wanderameisen. Das Milchvieh der Ameisen. Feinde und Gäste. „Ameisenfriedhof". Vom Ameisenstaat. Pflege der Brut. Kämpfe. Sklavenjäger. — Hummeln. — Bienen: Die wichtigsten Kulturformen. Honigerzeugung. Schwärmen und Hochzeitsflug. Königin und Drohnen. — Wespen und Hornissen.

Die Seele der Pflanze. Von *R. H. Francé*

Die vier Sinne der Pflanze: Kann die Pflanze sehen, fühlen und tasten? „Die Überpflanze". Photographien durch Pflanzenaugen. Die Empfindung eine Ureigenschaft des Lebens. — Pflanzennerven und Pflanzenhirn: Die geheimnisvolle Intelligenz in der Pflanze. — Bewegungen der Pflanze: Suchbewegungen des Weinstocks. Umgang der Pflanzen mit den Insekten. Pflanzen, die des Nachts schlafen. Seelenleben und Instinkt der Pflanzen. — Liebesleben der Pflanze: Die Luft als Hilfsmittel der Fortpflanzung. Die Ekelblumen. Überlistung der Insektenbesucher. Vermeidung der Inzucht. Ein Hochstapler der Pflanzenwelt. Wenn das Tier in der Pflanze erwacht.

Chemie des Alltags. Mit Bildern. Von *Professor Dr. O. Nothdurft*

Wasser: Wasserstoff. — Luft: Stickstoff, Sauerstoff, Oxyde. — Salzsäure, Chlor und graue Theorie. — Freier Sauerstoff, Ozon: Wasserstoffsuperoxyd, Perborate, Waschmittel, Wirkungen des Ozons. — Kohlenwasserstoffe, Kohlensäure: Leuchtgas. Grubengas. Paraffinreihe. — Karbonate und Hydroxyde: Pottasche. Ätzkali. Ätzkalk. Mörtel. Bikarbonate. — Schwefel: Glanze und Kiese. Schwefelsäure. „Reagentien". Sulfate. Schwefelwasserstoff. — Assimilation: Kohlenhydrate, Fette, Eiweiß. Stärke, Zucker, geistige Gärung, Essigsäure. Seife. Stickstoff, Stickoxyde, Salpetersäure. Ammoniak, Salmiak. Verdauung.

Die Naturkräfte und ihre technische Verwertung. Von *Dr. Adolf Marcuse*, Professor an der Universität Berlin

Wesen und Bedeutung der Technik: Der Mensch ein Werkzeuge schaffendes Wesen. Der Wert der Erfindungen. — **Brennstoffe:** Entstehung der Kohle. Erdöle. Endlichkeit der Brennstoffvorräte. — **Wasserkräfte:** Kreislauf des Wassers in der Natur. Talsperren, Turbinenanlagen. Walchenseewerk. Kraftwerke am Niagara. — **Windkraft:** Ursachen der Luftströmungen. Windmühlen, Windturbinen, Ventimotor. — **Ebbe und Flut:** Entstehung der Gezeiten. Niedrig-, Spring- und Sturmfluten. Flutwerke, Hydrokompressor. — **Luftelektrizität:** Gewitter und Polarlichter. Versuche zur Ausnutzung der Luftelektrizität. — **Sonnenwärme:** Sonnenkraftmaschinen. Neue „Sonnenkocher".

Weib und Mann. Mit Bildern. Von *Dr. Adolf Heilborn*

Der Körper des Weibes: Geschlechtscharaktere und Zeugungsorgane. Unterschiede zwischen Weib und Mann. Der grundlegende Unterschied des Blutes. Die Haustiereigenschaften des Weibes. Möglichkeiten der Höherentwicklung. — **Die Seele des Weibes:** Weininger, Nietzsche und Möbius. Geschlechtsunterschiede des Geistes. Durchschnittsweib und Durchschnittsmann. Einwirkung der Kultur auf die Seele des Weibes. — **Entwicklung der sozialen Stellung des Weibes:** Mann und Weib zur Eiszeit. Das „Werkzeug der Lust". Das „Wunder" der Zeugung. Ehe als wirtschaftliche Einrichtung. Das Weib bei den alten Kulturvölkern. Das Weib bei den Deutschen. Vielehe und Prostitution. Weibchen und Mode. Die Frauenfrage.

Hypnose und Suggestion. Von *Dr. Artur Kronfeld*

Die Erscheinungen der Hypnose: Rapport und Suggestion. Beeinflussung der Bewegung, der Empfindungen, des Seelenlebens und unwillkürlicher Körpertätigkeiten. — **Nachwirkungen der Hypnose:** Terminsuggestion. Indirekte Hypnose. — **Suggestion ohne Hypnose:** Wachsuggestion. Suggestion und Leben. — **Die Technik der Hypnose:** Verfahren und Kunstgriffe. Seelische Einstellung. — **Erklärungen von Hypnose und Suggestion:** Wesentliche Tatbestände. Physiologische Erklärung. — **Anwendungen und Schattenseiten:** Schädlichkeiten. Verbrechen und Hypnose. Eignung zur Hypnose.

Psychoanalyse. Von *Dr. Heinrich Koerber*

Unbewußtes und Sexualität. Der Traum. Fehlleistungen des Alltagslebens. Affekt und Temperament. Verdrängung und Neurose. Sexualität und Schuldgefühl. Selbstbeschuldigung und Selbstbestrafung. Die Bisexualität. Die Sexualität des Kindes und der Erwachsenen. Sexualpädagogik und Sexualabstinenz. Trieblehre. Die Psychoneurosen. Symbolik. Methodik und Technik der psychoanalytischen Behandlung.

Meine Wallfahrt nach Medina und Mekka. Von *Richard Burton.* Mit Karte

Kairo und Radaman: Der „persische Prinz". Ich werde Derwisch. Nach Kairo. — **Suez:** Stimmung in der Wüste. Meine Reisegefährten. An Bord des „Goldfadens". — **Auf dem Roten Meer:** Die unruhigen Moghrebiner. Der „Goldfaden" läuft auf. Kamelreise. Der Räuberhauptmann Saad. — **Medina:** Ein Bürgerhaus in Medina. Besuch in der Moschee. Die Hedschra. — **Nach Mekka:** Der Beduine Masud. Abschied von Medina. Nächtlicher Zug durch die Wüste. Gefährlicher Engpaß und Überfall. — **Die heilige Stadt Mekka:** Kaaba und schwarzer Stein. Leben in Mekka. Dschida. Evas Grab.

Unter Kirgisen und Turkmenen. Von *Professor Dr. Richard Karutz.* Mit Karte

Nach Mangyschlak: Wolga. Kaspi. Steppe. Bevölkerung und ihre Geschichte. — **Turkmenen und Kirgisen:** Tracht. Wirtschaft. Lebensweise. Charakter. — **Aul und Kibitke:** Leben im Zelt. Gastlichkeit. — **Geburt und Kindheit:** Hygiene. Namengebung. Erziehung. Spiele und Spielzeug. — **Hochzeit und Ehe:** Werbungs-, Heirats- und Hochzeitsgebräuche. Familienleben. — **Krankheit und Tod:** Gesundheitszustand. Krankenbehandlung. Gebräuche beim Sterben und Begraben. — **Glauben und Aberglauben:** Islam. Reste des Schamanismus. Opfer. Magie und magische Medizinen. Vorbedeutungen. Träume. Wahrsagen.

Durch Ruanda zum Kiwu-See. Reisen in Zentralafrika. Von *Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.* Mit Karte

Durch Ruanda zum Kiwu-See: Wahutu und Watussi. Die Clane. Riesengestalten. Die Residenz Msingas. Wettspiele und Tänze. Zum Rugege-Wald. Riesen der Flora. Fahrt nach Kissenji. — **Der Kiwu-See und seine Inseln:** Fischen mit Dynamit. Sturm. Otternjagd. Flughunde. Kolibri. Buschböcke. Das Zwergvolk der Batwa. — **Im Gebiet der Virunga-Vulkane:** Besteigung des Ninagongo. Der „verhexte" Vulkan. Kröten als Volksnahrung. Bergelefantenjagd. Urwaldzwerge. Büffel. Gorillajagd. Ein Vulkanausbruch. Schneesturm und Kälte.

Unter afrikanischem Großwild. Von Oberstleutnant a. D. *Heinrich Fonck.* Mit Karte

Die Jagd in Ostafrika: Ein Wildparadies vor der großen Rinderpest 1892. Eigentümlichkeiten der Jagdberichterstattung. — **Auf unbekannten Pfaden:** Mehr Schutz dem Wilde! Beim alten Mrire. Zu den Geistern von Gomaitale. Tierleben am großen Ruaha. Im Einbaum. Der Angriff des Flußpferdbullen. Krokodiljagden. Die Rache des Elefanten. Wandamba und die Mambaeier. Am Flußpferd-Kadaver. — **In der Heimat des Elefanten und des Nashorns:** An der ersten Elefantenherde. In Ruanda. Spaziergang und Riesenbulle. Nashorn und Notwehr. Mehr Nashornschutz! Nashornjagd am Kilimandjaro.

Im Reiche des Polarbären. Von *Dr. A. Berger.* Mit Karte

Frühlingstage im Polarkreis. Ein Spielball von Wellen und Eis. Begegnung mit dem Fliegenden Holländer. Die erste Eisbärenjagd. Zwischen Bartrobben, Seehunden und Polarvögeln. Bärenjagd. Reiche Beute in der Kingsbai. Kampf mit einem Eishai. Ein Schiffbruch im Eismeer. Im Kampf ums Dasein. Gerettet in der Adventbai. Renntierjagd auf Spitzbergen.

Unter Indianern Südamerikas. Von *Dr. Max Schmidt*, Professor an der Universität Berlin. Mit Karte

Durch unbewohnte Wildnis ins Indianergebiet: Der Bakairí-Häuptling Antonio. Die Kulisehufahrt ins Indianergebiet. — Unter den freien Indianerstämmen am Kulisehu: Besuch des ersten Bakairídorfes. Zusammentreffen mit den Nahukuá-Indianern. Weiterfahrt mit den räuberischen Nahukuá. Fußspuren der gefürchteten Trumaí-Indianer. Mehinakú-Indianer. Gefahrvoller Gang ins Anetö-Dorf. — Indianerleben im Schildkrötendorf: Nächtliche Gesänge und Ringkämpfe. Das Leben und Treiben im Häuptlingshaus. — Gefahrvolle Rückkehr. — In den Sumpfgebieten der Guató-indianer: Cururufest. Gefährliche Fahrt über den See von Gaiba. Palmweingelage in den Akuripalmkronen. Rückkehr und Abschied.

Volksleben in Japan. Reiseerinnerungen. Von *Hermann Faber*

Die stille Straße. Die Sakihandlung. Der Steinmetz. Der Barbier. Geschichte von den beiden Hunden. Der Dieb. Der Papierfetzensammler. Ein Tempelfest. Nagare Kanjo. Der Sperlingsfänger. Der Dorfarzt. Der Wahrsager. Der Geschichtenerzähler. Am Flusse. Kitschibe, der Kuchenmann. Die Glocken. Das alte Tor. Der Friedhof. Die Selbstmörderin. Marktschreierei.

*

Kant. Von *Dr. Heinrich Zwingmann*

Der Mensch: Das Kind. Der Schüler. Das Studium. Hauslehrerzeit. Der Autor der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels". Magister. Gelegenheitsschriftsteller. Der Autor der „Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen". — Der Denker: Die vorkantische Philosophie: Descartes, Spinoza, Leibniz, Locke, Berkeley, Hume. Die Erscheinungswelt. Die übersinnliche Welt. Das Gute. Das Schöne. Das Leben. Äußeres Leben Kants. — Der Reformer: Religion. Tugend. Recht. Lebensende. — Rückblick.

Die Träger des deutschen Idealismus. Von *Dr. Rudolf Eucken*, Professor an der Universität Jena

Kant. Fichte. Schelling. Schleiermacher. Hegel. Rückblick u. Forderung.

Nietzsche. Von *Dr. Theodor Lessing*, Privatdozent an der Technischen Hochschule Hannover

Jugend. Die Befreier. „Geburt der Tragödie." 1870. „Die Unzeitgemäßen Betrachtungen." „Philosophie des Vormittags." Der Psychologe. „Wille zur Macht." Rückschlagsgefühle. Das Kulturproblem. Entwicklungslehre. Die Zarathustrazeit. Der Übermensch. Letzter Mensch. Höherer Mensch. Ewige Wiederkehr. „Umwertung aller Werte." „Ecce Homo." Komödie des Ruhms.

Strindberg. Von *Dr. Oskar Anwand*, Dozent an der Humboldt-Akademie, Berlin

Ernste Jugend: Die Mutter. Upsala, Volksschullehrer. Schauspielerjahre. — Der Revolutionär: Das „Rote Zimmer". Siri von Essen. „Beichte eines Toren." Strindbergs Krankheitsgeschichte. Sein Weiberhaß. „Schizophrene Paranoia." — Jenseits von Gut und Böse: Briefwechsel mit Nietzsche. — Naturalistische Dramen: „Meister Olof." „Fräulein Julie." „Der Vater." Pessimismus. — Das Jahr in Berlin: Liebe zur Musik. Der Naturforscher. — Inferno: Strindberg geisteskrank?! — Nach Damaskus. — Historische Dichtung. — Von Damaskus zu den Kammerspielen: Neigung zum Okkultismus. „Rausch." „Traumspiel." — Letzte Jahre: Die Blaubücher. Fanny Falkner. Strindbergs Tod. Strindberg und Goethe.

Der moderne Sozialismus. Von *Dr. Ludwig Quessel*, M. d. R.

Sozialismus, Weltkrieg und Revolution: Erfurt. Görlitz. Staats- und Kulturpolitik des Sozialismus. — Ideengeschichte des modernen Sozialismus: Sismondis Kritik des modernen Industrialismus. Die Katastrophentheorie der Slawophilen. Marx und Engels. Kautsky. Erfurter Programm. — Wesen der sozialistischen Produktionsweise. Sozialistische Produktionsweise der Gegenwart: Staatssozialismus. Reparationen. Gemeindesozialismus. Genossenschaftssozialismus. – Sozialisierungsbestrebungen der Gegenwart: Forstwirtschaft. Wohnungswesen. Kohlenbergbau. Energie. — Grenzen der sozialistischen Produktionsweise: Agrarkommunismus. Weltwirtschaft und Sozialismus. Handelsrivalität. Der industrielle Vernichtungskrieg. Der kontinentaleuropäische Gedanke.

Das geistige Rußland von heute. Von *Franz Jung*

Das Fundament des neuen Rußland: Die materialistische Geschichtsauffassung. Die Leiter der Sowjetmacht. Reine Theoretiker und Agitatoren. Partei. Parteizellen. Presse- und Verlagswesen. — Der Umbildungsprozeß in der Gesellschaft: Erziehung und Schule. Sozialhygiene. Sozialpolitische Neuerungen. Produktionspolitik und Produktionspropaganda. Materialistische Psychologie. Religionskämpfe. Wissenschaften. Literatur. Schöne Künste. Theater und Kino. — Analyse der nächsten Entwicklung. Nationalismus und Rassenfrage. Klassenmoral und Klassennormen. Auf dem Wege zum Puritanismus.

*

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

*